

# Hugo von Hofmannsthal und Otto von Taube

## Briefe 1907–1929

Mitgeteilt und kommentiert von  
Klaus E. Bohnenkamp und Waldemar Fromm<sup>1</sup>

Im Literaturarchiv der Monacensia München liegt im Nachlaß Otto von Taubes eine Mappe mit Briefen Hugo von Hofmannsthals. An Taube gerichtet sind fünfzehn Briefe – darunter zwei Gedichte Otto von Taubes mit handschriftlichen Kommentaren Hofmannsthals –, eine Postkarte, ein Telegramm, ein leerer Briefumschlag sowie eine in Hofmannsthals Namen geschriebene Nachricht von fremder Hand; hinzukommen ein kleines Schreiben Hofmannsthals an Baronin Marie von Taube und eine gedruckte Danksagung Gerty von Hofmannsthals an »Baron und Baronin Taube« für deren Teilnahme an Hofmannsthals Tod.<sup>2</sup> Neun Gegenbriefe von Taube an Hofmannsthal verwahrt das Hofmannsthal-Archiv im Freien Deutschen Hochstift zu Frankfurt am Main. Wie Anspielungen

<sup>1</sup> Eine erste Fassung, besorgt von Waldemar Fromm, erschien unter der Überschrift »Es soll alles von einem zarten Gefühl abhängen«. Der Briefwechsel Hugo von Hofmannsthals mit Otto von Taube« in der Zeitschrift »Literatur in Bayern«. Ausgabe Nr. 65. München, September 2001. S. 65–75. Sie wird durch die hier vorgelegte, grundlegend überarbeitete und erweiterte Fassung ersetzt, in der Lesefehler und sachliche Irrtümer berichtigt und die Erläuterungen auf eine wesentlich breitere Grundlage gestellt sind. – Verwiesen sei auf die nachfolgende Dokumentation »Rudolf Kassner und Otto von Taube« (unten S. 239–367, künftig zitiert als: Kassner – Taube); sie bietet über den hier behandelten Zeitraum von 1907 bis 1929 hinaus – bei mancher Überschneidung – die Grundlinien zu Taubes Biographie zwischen den Jahren 1902 und 1959 und erschließt somit weitere Zusammenhänge seines Lebens und Wirkens.

<sup>2</sup> Stadtbibliothek München: Monacensia: Archiv Otto von Taube, Mappe zu Hugo von Hofmannsthal (ohne eigenständige Signatur). Auszüge aus den Briefen vom 5.10., 25.10., 9.12.1922, vom 13.1.1923 und 27.6.1926 hat Regina C. Mosbach in ihrer Münchener Dissertation »Otto von Taube (1879–1973). Visionismus zwischen Kunstautonomie und Engagement« (Frankfurt a. M., Berlin u. a. 1995: Europäische Hochschulschriften, Reihe I. Deutsche Sprache und Literatur. Bd. 1504 [künftig zitiert als: Mosbach], S. 178ff.) publiziert, wobei ihr allerdings manche bis ins Absurde reichende Lesefehler unterlaufen sind. Außerdem verwahrt die Monacensia acht Briefe und fünf Karten, die Christiane Zimmer-von Hofmannsthal in den Jahren 1922 bis 1935 an Taube gerichtet hat.

Hugo von Hofmannsthal und Otto von Taube – Briefe 147

in den überlieferten Schreiben belegen, ist auf beiden Seiten eine nicht unbeträchtliche Zahl von Sendungen verloren gegangen. Die erhaltenen Briefe bezeugen einen anfangs losen, später vertrauter werdenden Kontakt; Schwerpunkte bilden zwei Zeitschriftenprojekte: zunächst in den Jahren 1907/1908 während Hofmannsthals verantwortlicher Mitarbeit am »Morgen«,<sup>3</sup> dann nach 1922 im Rahmen seiner eigenen Zeitschrift, der »Neuen deutschen Beiträge«,<sup>4</sup> die von 1922 bis 1927 im Verlag der Bremer Presse erscheinen.<sup>5</sup>

Taube gehört, wie Hofmannsthal nicht nur im Brief vom 27. Juni 1926 anmerkt, zu den wenig beachteten Autoren seiner Zeit. Heute ist er als Erzähler, Lyriker, Essayist und Übersetzer nahezu vergessen. Am 21. Juni 1879 in Reval geboren, verbringt er die Kindheit auf dem 75 Kilometer entfernten Familien-Gut Jerwakant, das der Vater 1890 aus politischen Gründen verkauft. Zwei Jahre später zieht die Familie nach Kassel und läßt sich 1895 in Weimar nieder.<sup>6</sup> Taube studiert in Göttin-

<sup>3</sup> Morgen. Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muth: Kunst / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal: Lyrik. Sie erschien ab 1. Juli 1907 im Verlag Marquardt & Co in Berlin, ab dem II. Jahrgang im Morgen-Verlag Berlin, ging 1909 in der Zeitschrift »Neue Revue« und mit dieser in »Nord und Süd« auf. Schriftleitung Dr. Arthur Landsberger (bis Jg. II, Heft 26); vgl. Fritz Schlawe, Literarische Zeitschriften, Teil I: 1885–1910. 2. durchges. und erg. Aufl. Stuttgart 1965, S. 82f.; Literarische Zeitschriften und Jahrbücher 1870–1970. Deutsches Literaturarchiv. Verzeichnisse Berichte Informationen 2. Marbach a. N. 1972, S. 111, Nr. 295. – Hofmannsthal arbeitet an der Zeitschrift bis zum Zweiten Halbjahr des »Zweiten Jahrgangs MCMVIII« mit.

<sup>4</sup> Neue deutsche Beiträge. Unter Mitwirkung Anderer herausgegeben von Hugo von Hofmannsthal. Verlag der Bremer Presse. München. Die Zeitschrift erscheint von Juli 1922 bis August 1927 in zwei Folgen zu je drei Heften und wird dann eingestellt; vgl. Hugo von Hofmannsthal, Briefe an Willy Wiegand und die Bremer Presse. Hg. von Werner Volke; in: JbdSG VII, 1963, S. 44–189 (künftig zitiert als: BW Wiegand).

<sup>5</sup> Zur Bremer Presse vgl. – außer den in der vorigen Anmerkung genannten Briefen Hofmannsthals an Willy Wiegand – Rudolf Adolph, Rudolf Alexander Schröder. Aschaffenburg 1958, S. 63–103 (»Aus der Geschichte der Bremer Presse«); Bernhard Zeller, Werner Volke (Hg.), Buchkunst und Dichtung. Zur Geschichte der Bremer Presse und der Corona. Texte und Dokumente. München 1966.

<sup>6</sup> Vgl. Otto Freiherr von Taube, Wanderjahre. Erinnerungen aus meiner Jugendzeit. Stuttgart 1950 (künftig zitiert als: Wanderjahre), S. 13; vgl. Otto Freiherr von Taube. Sein Werk. Eine Bibliographie. Zusammengestellt von Maria von Taube und Richard Lemp. München 1969 (künftig zitiert als: Taube-Bibliographie) Nr. 30. Wirtschaftlich und sozial gesehen war die Übersiedlung zugleich ein Schritt aus der Vormoderne in die Moderne. Vgl. Manfred

gen, Berlin und Leipzig Jura und, nach kurzer Tätigkeit als Referendar, von 1906 bis 1910 Kunstgeschichte in Berlin, Jena und Halle, wo Adolf Goldschmidt, Heinrich Wölfflin und Georg Simmel zu seinen wichtigen Lehrern zählen. Nachdem er 1910 das Studium an der Universität Halle-Wittenberg mit einer ikonographischen Dissertation über »Die Darstellung des heiligen Georg in der italienischen Kunst« abgeschlossen hat, arbeitet er am Goethe-National-Museum in Weimar und vertieft hier nicht nur die Bekanntschaft mit Elisabeth Förster-Nietzsche, bei der er »beinahe allsonnabendlich nachmittags beim Tee« sitzt und der er »die ersten Anregungen und ersten Hilfen auf <s>einer Laufbahn als Schriftsteller« zu danken hat,<sup>7</sup> sondern auch die ebenfalls seit 1903 bestehenden Verbindungen mit Henry van de Velde, Rainer Maria Rilke oder Alfred und Helene von Nostitz.<sup>8</sup> Wegen einer leichten Tuberkulose-Erkrankung muß er die Museums-Stelle bald aufgeben und lebt fortan als freier Schriftsteller auf Reisen oder im elterlichen Haus zu Weimar, ehe er sich Ende 1912 in München niederläßt und im folgenden Jahr in den Vorort Solln übersiedelt.

Schon in früheren Jahren, kurz nach der Jahrhundertwende, war er durch seinen Vetter Hermann Graf Keyserling in Wien mit Rudolf Kassner, Benno Geiger und wenig später, in oder von Weimar aus, mit dem Insel-Verleger Anton Kippenberg und Alfred Walter Heymel<sup>9</sup> zusam-

Rosteck, »Diese leidige Zeit«. Studien zum Werk des baltendeutschen Dichters Otto Freiherr von Taube. Hamburg 1996 (künftig zitiert als: Rosteck).

<sup>7</sup> Vgl. Otto Freiherr von Taube, Stationen auf dem Wege. Erinnerungen an meine Werdezeit vor 1914. Heidelberg 1969 (künftig zitiert als: Stationen), bes. S. 191 (Taube-Bibliographie, S. 118: Nachtrag); Wanderjahre (wie Anm. 6), S. 216; s. auch unten Anm. 111.

<sup>8</sup> Wanderjahre (wie Anm. 6), S. 225 ff.; vgl. auch: Otto von Taube, Begegnungen und Bilder. Hamburg 1967 (künftig zitiert als: Begegnungen; Taube-Bibliographie Nr. 39), S. 56–65; hier S. 57.

<sup>9</sup> Die für ihn »sehr wichtige Bekanntschaft« mit Alfred Walter Heymel und dessen Gattin Gitta (Wanderjahre [wie Anm. 6], S. 280 f.) hatte Taube während der Einladung bei Harry Graf Kessler zu einem »musikalischen Abend« mit dem Pianisten Conrad Ansoerge am 9. Juli 1904 gemacht. Zu den »etwa 40 Personen« gehörten die Ehepaare van de Velde, von Hofmann, Paula und Richard Dehmel sowie Elisabeth Förster-Nietzsche und Edward Gordon Craig. Wie Kesslers summarische Tagebuch-Bemerkung »Taubes« nahelegt, war die Familie Taube, zumindest Taube mit seiner Mutter Helene zu Gast (Harry Graf Kessler, Das Tagebuch. Dritter Band 1897–1905. Hg. von Carina Schäfer und Gabriele Biedermann. Stuttgart 2004, S. 689).

mengetroffen, in dessen Bremer Haus er mit Rudolf Alexander Schröder, dem »Meister«,<sup>10</sup> eine Lebensfreundschaft geschlossen hatte.<sup>11</sup>

In München erweitert er seinen Bekanntenkreis erheblich. Dank der Nähe des Onkels Eduard von Keyserling, der in unmittelbarer Nachbarschaft in der Ainmillerstraße lebt und in der damaligen Bohème Schwabings »eine führende Stellung« innehat,<sup>12</sup> wird er in die dortigen Künstlerzirkel eingeführt – soweit er ihnen nicht schon bei früheren Besuchen vorgestellt worden war – und pflegt oder festigt Kontakte zu Karl Wolfskehl, Rilke und dem Kreis um das Verlegerehepaar Hugo und Elsa Bruckmann.<sup>13</sup> Nach den Kriegsjahren, die er anfangs an der Ostfront, ab Winter 1916/17 beim Generalstab in Berlin verbringt, und nach einem Zwischenaufenthalt in Weimar zieht er mit seiner jungen Familie – am 14. Oktober 1918 hatte er Marie von Doernberg (1891–1961) geheiratet – nach Gauting vor den Toren Münchens, wo er bis zum Tod 1973 als Dichter, Kritiker und Übersetzer lebt und arbeitet.

Um Taubes literarische Entwicklung zu charakterisieren, ließe sich von einem Weg vom Ästhetizismus zum Christentum sprechen.<sup>14</sup> Taube hat

<sup>10</sup> Vgl. Otto von Taube, *Begegnungen mit Rudolf Alexander Schröder*; in: *Begegnungen* (wie Anm. 8), S. 36–40; siehe ferner die zahlreichen Erwähnungen in »Wanderjahre« (wie Anm. 6), bes. S. 289, S. 306; und in »Stationen« (wie Anm. 7), bes. S. 88–91 u. ö.

<sup>11</sup> Ein Portrait Taubes zeichnet Schröder 1939 zu Taubes 60. Geburtstag im Essay »Blick auf das Werk Otto von Taubes«; in: Rudolf Alexander Schröder, *Gesammelte Werke in fünf Bänden. Zweiter Band: Die Aufsätze und Reden. Erster Band*. Berlin und Frankfurt a. M. 1952, S. 979–991.

<sup>12</sup> Otto von Taube, Nachwort; in: Eduard von Keyserling, *Schwüle Tage und andere Erzählungen*. Zürich 1954, S. 326 (Taube-Bibliographie Nr. 841).

<sup>13</sup> Schröder (wie Anm. 11), S. 982f.; vgl. Kassner – Taube, unten S. 328f. mit Anm. 418.

<sup>14</sup> Der christliche Grundton der Werke Taubes, auf den die Forschung wiederholt hingewiesen hat, tritt deutlich in der späten Lyrik, aber auch schon in seiner Reaktion auf die Schrecken des Dritten Reiches hervor, wie sie seine nie veröffentlichten antinazistischen Gedichte der Jahre 1936–1945 zeigen (vgl. dazu Mosbach [wie Anm. 2], S. 232ff.). Ein Teil des Spätwerks dient der Korrektur der im Dritten Reich geäußerten Ansichten und verfaßten Schriften. So ist sein 1946 vor der evangelischen Studentengemeinde in Erlangen gehaltener Vortrag »Gottes Wort und die Geschichte« (München 1946; Taube-Bibliographie Nr. 23) als der Versuch zu werten, jenes Geschichtsbild zu revidieren, das er in seiner »die Lichtseiten der Deutschen« wahnhaft verherrlichenden »Geschichte unseres Volkes« mit ihren beiden Bänden: »Die Kaiserzeit« und »Reformation und Revolution« (Berlin-Steglitz 1938 und 1942; Taube-Bibliographie Nr. 15) vertreten hatte. Statt dessen ist er jetzt bemüht, »Weltgeschichte als Geschichte Gottes mit den Menschen« zu interpretieren, in deren Verlauf »Rassen und

sich zunächst stark an der europäischen Literatur der Moderne orientiert. Seine literarischen Anfänge fallen in die Zeit des Spätimpressionismus. Als er 1907 den ersten Gedichtband publiziert,<sup>15</sup> ist er von der Lebensphilosophie der Jahrhundertwende beeinflusst. Er liest Friedrich Nietzsche, hört Georg Simmel und begeistert sich für Jacob Burckhardts pessimistisches Geschichtsbild. Nach anfänglicher Ablehnung begleitet er Stefan Georges ästhetischen Fundamentalismus mit einem aristokratisch aufgefaßten Ästhetizismus, der auf »Stand« und »Nuancen« Wert legt.<sup>16</sup> Von Beginn an wendet er sich gegen den Hermetismus in der Literatur. Den größten Einfluß auf sein Denken haben die Veröffentlichungen Hugo von Hofmannsthals, dessen Namen er 1902 »zum ersten Male vernommen« und von dem er sogleich »alles angeschafft <hatte>, was es damals von ihm bereits gab«, »begeistert vom Glanz dieser reifen Sprache, dem Reichtum an anschaulichen einprägsamen Bildern und dem Zauber der Stimmung«.<sup>17</sup> Aber auch Rudolf Kassner<sup>18</sup> und Benno Geiger<sup>19</sup> wirken auf ihn ein.

In die fin de siècle-Stimmung fallen drei Gedichtbände – außer den genannten »Versen« von 1907 die »Gedichte und Szenen« von 1908<sup>20</sup>

Völker« nicht unveränderlich, sondern »im Fluß« seien, in der aber auch das deutsche Volk seine »hohe Sendung« in dem Augenblick verloren habe, als das Reich nicht mehr »Vorkämpfer der Christenheit« gewesen, sondern »weiter nichts als ein säkulares, lediglich politisches Gebilde« geworden sei. Taube hat schon während des Dritten Reiches behutsam formulierte Revisionen öffentlich vorgetragen, so z. B. in seinem Essay »Johann Sebastian Bach. Fragment einer Arbeit über die klassische deutsche Musik«; in: *Zeitwende*. 16. Jg. Heft 5: Februar 1940, S. 141–144; bes. S. 144 (Taube-Bibliographie Nr. 569); dort betont er ideologiegemäß den hohen Anteil des »Familienerbes« am Genie Bach und stellt fest: »Erbe, Zucht sind nur Gegebenheiten, aus denen der große Mensch vom Schöpfer gebaut wird; der große Mensch aber ist [...] in seiner Ganzheit unfaßbar.«

<sup>15</sup> Verse von Otto Freiherrn von Taube. Berlin–Leipzig 1907 (Taube-Bibliographie Nr. 1).

<sup>16</sup> Vgl. *Wanderjahre* (wie Anm. 6), S. 155, S. 219f., S. 257.

<sup>17</sup> Vgl. Taubes ungedruckten, 1948 in Bremen gehaltenen Vortrag »Schröder und Hofmannsthal« (Monacensia: Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen, S. 3); *Begegnungen* (wie Anm. 8), S. 44f.

<sup>18</sup> Vgl. Kassner–Taube, unten S. 239–367.

<sup>19</sup> Vgl. *Wanderjahre* (wie Anm. 6), S. 317ff.: »Geiger erzog mich dichterisch [...] durch den regen Briefwechsel, bei dem wir wöchentlich mindestens einmal einander schrieben«; er verlangte »die größte Genauigkeit und den treffendsten Ausdruck«. Vgl. auch Carl Jacob Burckhardt: Otto von Taube zum 70. Geburtstag; in: Otto von Taube zum 100. Geburtstag. Hg. von der Stadtbibliothek München. München 1979, S. 57–67, hier S. 62.

<sup>20</sup> *Gedichte und Szenen* von Otto Freiherrn von Taube. Leipzig: Insel-Verlag 1908 (Taube-Bibliographie Nr. 2).

und die »Neuen Gedichte« aus dem Jahre 1911<sup>21</sup> – sowie die beiden ersten Romane »Der verborgene Herbst« (1913), eine symbolistisch verkleidete Abrechnung mit den deutschen Burschenschaften, und die bereits vor dem Ersten Weltkrieg abgeschlossenen »Löwenprankes«, die er jedoch erst 1921 herausbringen kann.<sup>22</sup> Die frühe Prosa argumentiert symbolistisch und ist, wie Manfred Rosteck gezeigt hat, platonischen Gedanken verpflichtet.<sup>23</sup> Die Lyrik bedient sich morbid-melancholischer Stimmungsbilder, in denen das Ich verloren erscheint.

Für die mittlere Werkphase Taubes wird Hofmannsthals Gedanke einer »schöpferischen Restauration« bestimmend.<sup>24</sup> Der Begriff »Adel« gewinnt an Bedeutung; kein Zeitgenosse mag in Würdigungen des Autors darauf verzichten.<sup>25</sup> Inhalt der Romane, deren Grundlage Taube im »Verborgenen Herbst« sieht, ist die Kalokagathia,<sup>26</sup> jenes von der altgriechischen Adels-Ethik abgeleitete Erziehungs- und Bildungsideal zum Guten und Schönen.<sup>27</sup> Der gehobene Stand des Adels<sup>28</sup> findet in der moralischen Pflicht gegenüber den Untergebenen seine Begründung. Diese Konzeption eines Ständestaates, der auf Naturalwirtschaft, Zunftwesen und einer quasi-organischen Ordnung beruht, bildet den Hintergrund vieler Werke Taubes.<sup>29</sup> Sie enthalten ein mythisch überhöhtes, später religiöses Weltbild, das der Autor gegen den Rationalismus der Moderne

<sup>21</sup> Neue Gedichte von Otto Freiherrn von Taube. Leipzig: Insel-Verlag 1911 (Taubebibliographie Nr. 3).

<sup>22</sup> Der verborgene Herbst. Roman von Otto Freiherrn von Taube. Leipzig: Insel-Verlag 1913; Die Löwenprankes. Roman von Otto Freiherrn von Taube. Leipzig: Insel-Verlag 1921 (Taubebibliographie Nr. 4 und Nr. 7).

<sup>23</sup> Rosteck (wie Anm. 6), S. 132f.; vgl. auch Mosbach (wie Anm. 2), S. 134.

<sup>24</sup> Vgl. dazu Mosbach (wie Anm. 2), S. 220f.

<sup>25</sup> Vgl. vor allem Reinhold Schneiders Aufsatz »Adel«, der, 1954 zu Taubes 75. Geburtstag für die Vereinigung der Oltener Bücherfreunde geschrieben, 1959 als Nachwort in Taubes »Ausgewählte Werke« (Hamburg 1959, S. 470–478) übernommen wird; siehe auch unten Anm. 137, sowie Hofmannsthals Brief vom 12.3.1922, unten S. 184f.

<sup>26</sup> Vgl. Wanderjahre (wie Anm. 6), S. 10.

<sup>27</sup> Vgl. Herbert M. Schönfeld, Artikel: Taube, Otto Freiherr von, in: Hermann Kunisch, Handbuch der Gegenwartsliteratur. München 1965, S. 570.

<sup>28</sup> Werner Bergengruen (Otto von Taube zum 60. Geburtstag, in: Eckart 15, Heft 6, 1939 S. 247f., hier S. 247) überliefert Taubes Bekenntnis, sie beide seien »Residuen der vorabsolutistischen germanischen Ständefreiheit«. Vgl. auch Otto von Taube, Gottes Wort und die Geschichte (wie Anm. 14), S. 6f.

<sup>29</sup> Vgl. Mosbach (wie Anm. 2), S. 84f.

setzt. Der Begriff »Volk« rückt dabei zunehmend in den Vordergrund. Selbst die Entscheidung, sich in Gauting anzusiedeln, versteht Taube als Ausdruck der sich verändernden Haltung. Er sucht das »einfache«, handwerkliche oder ländliche Leben, weil er in ihm verborgene Seinsqualitäten vermutet.<sup>30</sup> Diese Veränderung drückt sich ebenso in der Lyrik aus: die 1937 veröffentlichten »Wanderlieder und andere Gedichte« schlagen einen überwiegend volksliedhaften, naturlyrischen Ton an.

In die zweite Phase des Briefwechsels mit Hofmannsthal fällt Taubes kurzfristiges Bekenntnis zur Nationalsozialistischen Partei und zu Adolf Hitler. Ende 1922 – die NSDAP zählt 20 000 Mitglieder und wird am 27. Januar des folgenden Jahres ihren ersten Reichsparteitag in München abhalten – rechtfertigt er im von Friedrich Lienhard herausgegebenen konservativen »Türmer« seine Unterstützung der Nationalsozialisten:

Hier finde ich die rettende Rücksichtslosigkeit und, wonach ich schon so lange schrie, einen Führer. Ich finde bei Adolf Hitler nicht nur das zündende Wort, das eine Bewegung zur volkstümlichen mache, sondern auch den Willen, für das Wort zu leiden und zu siegen, welcher das Wort zur Tat macht [...].<sup>31</sup>

Taubes Kriterien lesen sich wie eine Kritik am Führertum Stefan Georges, den er gleichwohl weiter literarisch bewundert.<sup>32</sup> Ästhetische und politische Kriterien gleiten ineinander über. Doch wird sich Taube in den folgenden Jahren der Weimarer Republik unter dem Einfluß Ludwig Woldes und Paul Graf Thun-Hohensteins immer tiefer mit christlicher

<sup>30</sup> Vgl. Mosbach, ebd., S. 161ff.; s. auch Kassner – Taube, S. 298, Anm. 279.

<sup>31</sup> Otto von Taube, Mein Anschluß an die Nationalsozialisten; in: Der Türmer. 25 Jg. Heft 3. Dezember 1922, S. 184–185 (Taube-Bibliographie Nr. 79, mit der irrigen Jahreszahl 1923); hier S. 185; vgl. Mosbach (wie Anm. 2), S. 175 (mit der falschen Datierung auf »März 1923«). Die Redaktion hält es in einem angefügten »NB« »als Zeichen der Zeit« für »bemerkenswert«, »wie sich dieser hochgebildete Schriftsteller (dem wir einige Romane und eine feingestimmte Übersetzung der Fioretti von Franz von Assisi verdanken <vgl. dazu Kassner – Taube, unten S. 257>), aus dem Ästhetizismus in eine praktisch-politische Wirksamkeit nationaler Art entwickelt hat.«

<sup>32</sup> Noch 1928 stellt Taube fest: »Stefan George, von den wenigsten verstanden, von einigen ästhetisch angeschwärmt, den meisten ein Ärgernis wie alle Propheten, weiß genau über die Krankheit der Zeit Bescheid. An seinem Urteil ist nicht zu mäkeln« (Zivilisationskritik; in: Zeitwende. 4. Jg. Erste Hälfte. 3. Heft. März 1928 [Taube-Bibliographie Nr. 200], S. 279–283; hier S. 279f.).

Weltanschauung auseinandersetzen und schließlich zu konservativen Anschauungen zurückfinden.<sup>33</sup>

Die Prosa der zwanziger und dreißiger Jahre umkreist zwei Themen: Verirrung und Sehnsucht nach einer Heimat.<sup>34</sup> Das Motiv der Verirrung prägt Taubes dritten – satirisch konzipierten – Roman »Das Opferfest«.<sup>35</sup> Die Hauptfigur Henner Dippel, der in der germanischen Götterwelt Halt sucht und dem geschäftstüchtigen Schwärmer die Verwirklichung teutonischer Ideale ermöglichen, feiert die Gründung seiner »germanischen Siedelung« mit einem schauerlich-grotesken altgermanischen Opferritus, der dem Roman den Titel gibt. Taube verarbeitet hier die aufkommende nationalsozialistische Szene in München und greift auf Vorträge Alfred Schulers zurück, die er dort im April und Mai 1922 gehört hatte.<sup>36</sup> Damit ist der Roman eine Antwort auf die Erfahrung des Ersten Weltkrieges und das germanophile Geraune der Weimarer Republik; er kann aber, psychologisch betrachtet, auch als eine prophetische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus verstanden werden.

Auf die Zusendung des Werkes reagiert Hofmannsthal positiv; am 27. Juni 1926 nennt er es den »bedeutendsten von drei ausgezeichneten Romanen«, ein Urteil, das er allerdings wenig später unter dem Eindruck einer scharfen analytischen Kritik durch Willy Haas relativieren muß,

<sup>33</sup> Über die Freundschaft zu Wolde, dem Patenonkel seiner Tochter Maria, berichtet Taube in: *Begegnungen* (wie Anm. 8), S. 94–107; vgl. Mosbach (wie Anm. 2), S. 178f. – In seinem Essay »Vom geschichtlichen Erzählen« (Epilog zur erweiterten Neuauflage der »Metzgerpost« [Hamburg 1962]; hier zitiert nach: Otto von Taube zum 100. Geburtstag. Hg. von der Stadtbibliothek München 1979, S. 48) hebt Taube als eine Grundlage seiner allmählichen Abkehr die väterliche Erziehung hervor; er berichtet, sein Vater habe ihm, als er »noch keine zehn Jahre alt war, die grausige Schilderung von Patkuls Hinrichtung« vorgelesen (s. Anm. 188), und folgert: »Dieser Erziehung verdanke ich es, daß ich den Nationalsozialismus schon bald durchschaute und nach den Junimorden von 1934 <d. h. der Ermordung der SA-Führung unter Ernst Röhm> mich wunderte, daß das deutsche Volk sich nicht wie ein Mann gegen diese rechtverachtende und rechtbrechende Regierung erhob.«

<sup>34</sup> Vgl. Ein Brief von Otto Freiherrn von Taube an das Inselfschiff; in: *Das Inselfschiff*. 9. Jg., Frühjahr 1928, S. 155–163 (nicht in der Taube-Bibliographie verzeichnet; nachgedruckt in: Otto von Taube zum 100. Geburtstag. Hg. von der Stadtbibliothek München 1979, S. 19–25), bes. S. 155, mit dem Bekenntnis, er glaube in sich »zwei Spannungen festgestellt zu haben, deren Pein ich mir von der Seele schreiben muß und ohne die ich wohl nie eine Zeile geschrieben hätte: Sehnsucht nach Heimat und Sehnsucht nach Landläufigkeit.«

<sup>35</sup> *Das Opferfest*. Roman von Otto Freiherrn von Taube. Leipzig: Insel-Verlag 1926 (Taube-Bibliographie Nr. 9).

<sup>36</sup> *Begegnungen* (wie Anm. 8), S. 97.

ohne dem Autor seinen Sinneswandel anzudeuten. Zu dieser Zeit kennen sich beide Männer bereits seit 19 Jahren. Dazu hatte nicht zuletzt der gemeinsame Freund Rudolf Alexander Schröder beigetragen: er hatte Taube 1902 mit den literarischen Arbeiten Hofmannsthals vertraut gemacht und fünf Jahre später Hofmannsthal den jungen Dichter als Mitarbeiter an der neugegründeten Zeitschrift »Morgen« empfohlen, deren lyrisches Ressort Hofmannsthal seit Anfang 1907 leitet.<sup>37</sup>

Im Jahr 1908 kommt es zur ersten persönlichen Begegnung,<sup>38</sup> als Taube zu Pfingsten seinen Freund Benno Geiger in Rodaun besucht, der das Nachbarhaus Hofmannsthals bewohnt. Hofmannsthal hatte Geiger wissen lassen, er wünsche Taube zu sehen, und lädt die Freunde

<sup>37</sup> Siehe unten Anm. 79.

<sup>38</sup> Taubes frühere Versuche, sich Hofmannsthal persönlich zu nähern, waren fehlgeschlagen; so war er am 31. Juli 1906 über die »übliche Vorstellungsformel« nicht hinausgekommen, als er sich dem Bewunderten bei den Bayreuther Festspielen »zwischen zwei Aufzügen des Parzival« hatte vorstellen lassen wollen (Begegnungen [wie Anm. 8], S. 42f.; Stationen [wie Anm. 7], S. 61; zum Aufführungsdatum vgl. Bayreuther Blätter. 29. Jg. 1906, Anhang: Die Festspiele von 1906). Auch bei einer weiteren Begegnung in Weimar »waren zu viel Menschen zugegen, als daß er sich näher mit mir hätte befassen können« (Begegnungen, S. 44). Taubes vage Datierung des Ereignisses – »Noch im Jahre 1907 muß es gewesen sein« – läßt sich auf die Tage vom 2. bis 9. Dezember 1907 präzisieren, in denen Hofmannsthal, von Dresden kommend, in Weimar Gast Harry Graf Kesslers ist, der die gemeinsamen Gespräche und Unternehmungen in seinem Tagebuch sorgfältig nachzeichnet. Daraus ergibt sich, daß Taubes Erinnerung trägt, wenn er meldet, Hofmannsthal habe »im Nietzsche-Archiv aus seinen Werken vorgelesen« (s. auch Wanderjahre, S. 225) – eine Lesung, die ihn so »bezaubert« habe, daß er das Haus »ganz berückt von Hofmannsthals Charme« verließ. Tatsächlich spricht am gemeinten 7. Dezember 1907 Raoul Richter im Archiv über »Nietzsche und die Franzosen«. Taubes Anwesenheit bestätigt Kesslers Tagebuch (Harry Graf Kessler, Das Tagebuch. Vierter Band 1906–1914. Hg. von Jörg Schuster. Stuttgart 2005, S. 378). Auf welche Weimarer Lesung Hofmannsthals sich Taube bezieht, bleibt ungewiß. Taube gehört – anders als Rilke, Helene und Alfred von Nostitz, Ludwig und Eleonore (Elli) von Hofmann, Marie-Louise van de Velde, Elisabeth Förster-Nietzsche und Gertrud Osthaus – nicht zu jenen, die am 1. März 1910 ins Weimarer Haus von Harry Graf Kessler geladen sind, als Hofmannsthal dort seine »Spieloper«, den späteren »Rosenkavalier«, vorliest (vgl. Rilke an seine Frau Clara Rilke-Westhoff, 2.3.1910: Rainer Maria Rilke, Briefe aus den Jahren 1907 bis 1914. Hg. von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber. Leipzig 1939, S. 95; Rainer Maria Rilke, Helene von Nostitz, Briefwechsel. Hg. von Oswald von Nostitz. Frankfurt a. M. 1976, S. 21). Taube schildert in seinen »Erinnerungen an Rainer Maria Rilke« zwar Rilkes damalige Ankunft in Weimar und ein gemeinsames Frühstück bei »Nostitzens«, die als Nachbarn von Taubes Eltern in der Tiefurter Allee wohnen, erwähnt aber – wie alle anderen Zeugen – seine Anwesenheit bei Hofmannsthals Lesung nicht (Begegnungen [wie Anm. 8], S. 56–65; hier S. 57).

zu »einem gemeinsamen großen Spaziergang« ein, dem sich am Abend ein geselliges Beisammensein im Gasthaus Stelzer bei Erdbeerbowle und Palatschinken anschließt.<sup>39</sup> Weitere Treffen<sup>40</sup> haben, laut Taubes

<sup>39</sup> Vgl. Taubes lebendigen Bericht in: Begegnungen (wie Anm. 8), S. 44–46.

<sup>40</sup> Eine von Kassner vorgeschlagene Begegnung mit Hofmannsthal während Taubes kurzem Wien-Aufenthalt Ende November / Anfang Dezember 1913 kommt nicht zustande (vgl. Kassner – Taube, unten S. 238f.). Wie gegenwärtig Taube gleichwohl in Hofmannsthal's Freundeskreis ist, zeigt Anton Kippenberg, der ihn im Mai 1909 bittet, an einer Liebhaber-Aufführung von Hofmannsthal's »Der Tor und der Tod« in Leipzig teilzunehmen, was Taube aus »Zeitmangel« ablehnt (Insel-Archiv im Goethe-Schiller-Archiv: Stiftung Weimarer Klassik), wobei er wohl seine für den Juni geplante Reise nach Wien im Auge hat (vgl. Kassner – Taube, unten S. 274f.). Vier Jahre später, am 20. Mai 1913, schreibt Kippenberg an Hofmannsthal, er habe unter »vielen gemeinsamen Bekannten« in Paris auch Taube getroffen (BW Insel, S. 492; vgl. Kassner – Taube, S. 282 mit Anm. 198). Und Taube selbst antwortet am 7. November des gleichen Jahres auf einen Brief Eberhard von Bodenhausens, der sich zum Roman »Der verborgene Herbst« geäußert und, wie Taube referiert, »auf meinen natürlichen Fehler aufmerksam gemacht <hatte>, das Ahnende, Zarte durch übertriebene Deutlichkeit zu zerstören. Ich sehe, daß ich sehr auf der Hut davor bleiben muß.« Im Verlauf des Briefes entwirft Taube ein selbstkritisches Programm: »Ich will versuchen, vorwärts zu kommen; will versuchen, weiter teilzunehmen, mich nicht abzuschließen, – und trotzdem versuchen, wie Sie mir schrieben, das zurückzuhalten, was nicht ganz gelungen ist, – obgleich man am Zurückhalten ersticken kann« (Eberhard von Bodenhausen. Ein Leben für Kunst und Wirtschaft. Hg. von Dora Freifrau von Bodenhausen-Degener. Düsseldorf, Köln 1955, S. 259f.). Auch Bodenhausens Schwägerin und Hofmannsthal's vertraute Freundin, Ottonie Gräfin Degenfeld, bezieht sich auf den Roman, wenn sie einen Monat danach, am 7. Dezember 1913, berichtet, sie habe auf einer Gesellschaft nach der Uraufführung von Henry von Heiseler's »Peter und Alexej« in München »Taubes« getroffen, den sie süffisant als den »Verbrecher vom »Verborgenen Herbst« apostrophiert (BW Degenfeld [1986], S. 293) – was ein indirektes Licht auch auf Hofmannsthal's Einschätzung des Romans werfen mag. Taube gibt in seinen Erinnerungen eine ausführliche, in den Details abweichende Darstellung des Abends, in dessen Verlauf er die Kontakte zu Ottonie von Degenfeld's Schwägerin, der »unvergesslichen« Julie Freifrau von Wendelstadt, stärkt, die ihn nach Hofmannsthal's Tod zu einer Gedenkrede vor den Schülern der in ihrem Schloß Neubeuern eingerichteten Privatschule einladen wird, und der er »nach dem <Ersten> Kriege so viel Verehrung entgegenbringen und Dank schulden sollte« (Stationen [wie Anm. 7], S. 313, S. 382, S. 435). Das Typoskript des genannten Vortrags mit handschriftlichen Korrekturen ist in Taubes Nachlaß erhalten geblieben (Monacensia MS 219); es trägt den Titel: »Auf Hugo von Hofmannsthal. Nachwort von Otto v. Taube zu Schülervorträgen Hofmannsthal'scher Dichtungen, gesprochen am 3.10.29 auf der Gedächtnisfeier zu Ehren des Dichters in der Aula des Pädagogiums in Schloss Neubeuern am Inn.« Hier interpretiert Taube – neben dem »Jugendwerk« »Der Tor und der Tod« – die Erzählung »Die Frau ohne Schatten« als »ein hohes Lied auf den Opfergedanken« sowie den »Turm« als »die erschütternde Darstellung des unheilbaren Verderbnisses der Welt, dargetan nicht nur an den Schicksalen einzelner, sondern auch an den Schicksalen ganzer Stände, eines ganzen Volkes.«

Erinnerung, »1916 oder 1917« im Berliner »Landhause der Provinz Brandenburg bei Joachim von Winterfeldt«<sup>41</sup> sowie »nach 1921« mehrfach in München<sup>42</sup> bei Ludwig Wolde stattgefunden.<sup>43</sup>

Neue Impulse gewinnt die zeitweilig ruhende Korrespondenz, als Hofmannsthal zu Beginn der zwanziger Jahre mit dem Verlag der »Bremer Presse« in engere Verbindung tritt. Die von Ludwig Wolde und Willy Wiegand in Bremen gegründete Luxus-Presse war während des Ersten Weltkriegs zunächst nach Bad Tölz und ab April 1921 nach München in die Georgstraße 16a verlegt worden. Schon früh durch Schröder und Borchardt mit dem Unternehmen vertraut, hatte Hofmannsthal dessen Entwicklung neugierig verfolgt und ihm 1913 sein Prosastück »Die Wege und die Begegnungen« als Ersten Presse-Druck überlassen. Später wittert er hier die Möglichkeit, eine eigene Zeitschrift zu verlegen, die er – im Anschluß an den nur einmal erschienenen »Hesperus« des Jahres

<sup>41</sup> Joachim von Winterfeldt (ab 1925: von Winterfeldt-Menkin) (1865–1945), von 1912 bis 1930 Landesdirektor der Provinz Brandenburg; ab 1919 auch Präsident des Deutschen Roten Kreuzes. Taubes ungenaue Zeitangabe und seine Erinnerung an eine »große Gesellschaft im Landhause der Provinz Brandenburg«, in deren Rahmen Hofmannsthal ihn seiner Frau Gerty vorgestellt habe (Begegnungen [wie Anm. 8], S. 46 und S. 63), lassen eine präzise chronologische Einordnung nicht zu. Als zu früh – Taube wird nicht vor dem Winter 1916/17 nach Berlin versetzt – dürften Hofmannsthals Berlin-Aufenthalte vom 20. Dezember 1915 bis 20. März 1916 gelten; eher kämen in Frage die Besuche vom 10. bis 15. November und 8. bis 20. Dezember 1916 sowie die vom 23. Februar bis 25. März 1917 oder vom 20. November bis 7. Dezember 1917. Doch in allen diesen Fällen weilt Hofmannsthal ohne seine Frau in Berlin, wie die an sie gerichteten Briefe bezeugen. Womöglich haben sich in Taubes Erinnerung verschiedene nicht näher zu verifizierende Ereignisse ineinander verschränkt. Hofmannsthal selbst hatte Winterfeldt im Januar 1916 bei Veranstaltungen der »Deutschen Gesellschaft 1914« (vgl. dazu Heinz Lunzer, Hofmannsthals politische Tätigkeit in den Jahren 1914–1917. Frankfurt a. M., Bern 1981, S. 168ff.) kennengelernt; am 19. Januar 1916 berichtet er Eberhard von Bodenhausen, er habe »raschen Contact gefunden« zu »einem Winterfeld (den Vornamen weiß ich nicht) der sehr klug u. Landesdirector der Provinz Brandenburg ist« (BW Bodenhausen, S. 208; dort auf den 17. Januar datiert, nach Lunzer, a.a.O., S. 357, Anm. 25.34, auf den 19. Januar zu berichtigen). Taube schildert seine Verbindung zu Winterfeldt, diesem Mann »von echt mätzenatischem Streben«, in den »Erinnerungen an Rainer Maria Rilke« (Begegnungen [wie Anm. 8], S. 62–65), den er bei Winterfeldt am 11.10.1917 eingeführt hatte; vgl. R. M. Rilke, Briefe 1914–1921. Leipzig 1937, S. 162ff.

<sup>42</sup> Die Beziehungen Hofmannsthals zu München und die kulturgeschichtlichen Rahmenbedingungen erläutert: Walter Müller-Seidel, Hofmannsthal und München. Zur literarischen Moderne im deutschen Sprachgebiet; in: HF 8, 1985, S. 181–216.

<sup>43</sup> Begegnungen (wie Anm. 8), S. 47.

1909<sup>44</sup> – seit Jahren als »den Lieblingsplan meiner reiferen Jahre« und »als das mir Liebste nächst meiner eigenen Produktion«<sup>45</sup> durchdacht hatte. Schon am 25. Februar 1920 hatte er Rudolf Alexander Schröder berichtet, ein Brief »der gestrigen Post« habe gemeldet, »daß der junge Verlag, mit dem ich in Verhandlung stand, die Mittel gesichert hat und bereit ist, die Sache genau auf meine Bedingungen hin zu unternehmen. [...] So hätte ich denn meine Zweimonatshefte in der Hand«, deren Ziel es ist, »das im Hesperus vorgezeichnete mit Konsequenz u. Anstand weiter zu machen.« Unter den neben Schröder und Borchardt vorgesehenen Mitarbeitern – »Mell, Geiger [...], etwan einmal <Ricarda> Huch, schon kaum Thomas Mann«, wohl aber Leopold von Andrian, Carl Jacob Burckhardt und Hans Carossa<sup>46</sup> – fehlt Taubes Name. Er taucht erst auf, nachdem Hofmannsthal sich vom 16. bis 19. November 1921 in München aufgehalten hatte, um mit Wolde<sup>47</sup> und Wiegand das Projekt der Zeitschrift »endlich ins Feste zu bringen«.<sup>48</sup> Als er bei diesen Freunden Taube wiederbegegnet,<sup>49</sup> zieht man offensichtlich dessen Mitarbeit für den zu gründenden Verlag in Betracht, der 1922 der Presse als »Verlag

<sup>44</sup> Für die Behauptung, Hofmannsthal, Schröder und Borchardt hätten, als Herausgeber des »Hesperus«, innerhalb eines »geladenen Beiträgerkreises« auch an Taube gedacht (so: Rudolf Borchardt, Alfred Walter Heymel, Rudolf Alexander Schröder. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar 1978, S. 120), ließ sich, was Taube angeht, keine Bestätigung finden.

<sup>45</sup> So rückblickend an Willy Wiegand und Ludwig Wolde am 3.6.1922: BW Wiegand, S. 65, S. 67.

<sup>46</sup> Hofmannsthal an Rudolf Alexander Schröder, 25.2.1920, zitiert in: Rudolf Hirsch, Beiträge zum Verständnis Hugo von Hofmannsthals. Frankfurt a.M. 1995, S. 369–371.

<sup>47</sup> Woldes Rolle hebt Rudolf Borchardt hervor, wenn er am 5. Januar 1930 rückblickend ausführt, »Wolde <habe> sich in München einen menschlich gesellschaftlichen Kreis« geschaffen und »persönlich selbständige literarische Beziehungen zu [...] Taube etc.« angeknüpft, um sie für die Bremer Presse zu »fructifizieren«. In einer, offenbar höchst subjektiv gefärbten, Generalabrechnung mit Willy Wiegand stellt Borchardt die landläufige Version in Frage, Wolde habe aus gesundheitlichen Gründen die Leitung des Verlags aufgegeben (vgl. BW Wiegand, S. 58ff.), und berichtet statt dessen, von seiten Wiegands habe eine »beispiellose Hetze« eingesetzt, »der sich Wolde schliesslich durch Übersiedlung nach Berlin zu entziehen trachtete«. Es sei »zum Bruche« zwischen Wiegand und Wolde gekommen »und darauf zur Hinausdrängung mit den brutalsten Mitteln« (Rudolf Borchardt, Rudolf Alexander Schröder, Briefwechsel 1919–1945. Text. In Verbindung mit dem Rudolf Borchardt-Archiv bearb. von Elisabetta Abbondanza. München 2001, S. 201f.).

<sup>48</sup> Hofmannsthal an Ottonie von Degenfeld, 2.11.1921: BW Degenfeld (1986), S. 457.

<sup>49</sup> Vgl. Begegnungen (wie Anm. 8), S. 47.

der Bremer Presse« angeschlossen wird. Und so fügt Hofmannsthal am 28. Januar 1922 einer vorbereiteten Verlags-Ankündigung den Satz hinzu: »Der Kreis naher und ständiger Mitarbeiter unseres Verlages wird bestehen aus den Dichtern: Rudolf Borchardt, Hugo von Hofmannsthal, Max Mell, R. A. Schröder, Otto Freiherrn von Taube«. <sup>50</sup> Eine Beteiligung Taubes an den »Neuen deutschen Beiträge« wird Hofmannsthal erst erwägen, als das Eröffnungsheft nach Inhalt und Gestalt weitgehend abgeschlossen ist. Hinter seinem Brief vom 12. März 1922, äußerlich bemüht, an das Münchner Wiedersehen anzuknüpfen und Taubes Roman »Die Löwenprankes« gebührend zu würdigen, steht, wie die ungeduldigen Nachfragen beim Insel-Verlag und der Bremer Presse bezeugen, die Absicht, mit Taube Kontakt in Sachen »Beiträge« aufzunehmen. Als nach langer Vorbereitungszeit und unerquicklichen Verzögerungen durch den Verlag schließlich Anfang August das im Impressum auf Juli 1922 datierte Erste Heft erscheint, läßt Hofmannsthal ein Exemplar an Taube schicken mit der Bitte um Anregungen und künftige Beiträge. Gerade mit den »Löwenprankes« und den vorangegangenen Auszügen aus Espinels »Obregon« <sup>51</sup> dürfte sich ihm Taube als der geeignete Mann für das kulturpolitische Programm <sup>52</sup> der Zeitschrift und als Vertreter jener »Haltung« empfohlen haben, die er in der Vorrede zum Ersten Heft beschworen hatte:

Es kommt aber, will uns scheinen, einzig und allein darauf an, daß in einer schwierigen und dunklen Lage die Geistigen, in denen die Gesamtheit sich darstellt, die gleiche Haltung einnehmen, die auch dem Einzelnen in einer solchen Lage geziemen würde: die einer »bescheidenen Ehrerbietigkeit« gegen die europäische geistige Welt, Gegenwart und Vergangenheit in eins, und einer aufrichtigen Selbstachtung, ohne jeden Eigendünkel, mag uns im übrigen das Schicksal gestellt haben, wohin es will. <sup>53</sup>

Ein Votum, das Hofmannsthals Anmerkung zum Dritten Heft der Ersten Folge in nahezu apokalyptischem Ton aufgreift:

<sup>50</sup> BW Wiegand, S. 60; GW RA II, S. 179. Der Verlag der Bremer Presse wird kein Werk von Taube herausbringen.

<sup>51</sup> Siehe S. 192, mit Anm. 149.

<sup>52</sup> Über Hofmannsthals Absichten informiert Gerhard Neumann, Kulturkonzept und Poetologie. Hugo von Hofmannsthals Text »Die Wege und die Begegnungen« und die Bremer Presse; in: HB 40, 1990, S. 30–72.

<sup>53</sup> GW RA II, S. 198.

So konnten wir fühlen, daß vielen und gerade den Ernstesten alles, was unser geistiges Leben zusammenzuhalten schien, dahingefallen ist, und daß allein das Ereignis der Gegenwart mit seinem Gorgonenblick, unter dem sie taumeln oder erstarren, die zusammenfassende Gewalt angenommen hat; dergestalt daß ihnen einzig nur das Bewußtsein der gemeinsamen Not ihr zersplitterndes Bewußtsein zur Einheit bindet.<sup>54</sup>

Wie Mosbach gezeigt hat,<sup>55</sup> verbindet Hofmannsthal und Taube die gemeinsame Sorge um die Gegenwart. Schon 1917 hatte Hofmannsthal in Notizen zu seiner Rede »Die Idee Europa«<sup>56</sup> festgehalten:

Ein unsäglicher Relativismus [...] Wissenschaft, Kunst und Sittlichkeit selber in Frage gestellt. Eine verzehrende Ironie ist über all unser Tun gekommen. Eine Kritik, die alles ergriff, noch nach innen. Zweifel an der Möglichkeit, mit der Sprache etwas vom Weltstoff fassen zu können. Sprachkritik als Welle der Verzweiflung über die Welt laufend: als jene Seelenverfassung, die sich ergeben hatte, weil nicht Wahrheit sondern Technik das Ergebnis des wissenschaftlichen Geistes gewesen war.«<sup>57</sup>

Obwohl Taube sich bemüht, den von Hofmannsthal beschriebenen Zielen zu genügen, wird keine seiner Arbeiten in die »Beiträge« aufgenommen: »Ich sandte« ihm, so Taube, »übersetzte Bruchstücke aus Castigliones »Corteggiano« und aus Bembos »Asolani«. Doch weder diese noch andere Einsendungen« – darunter Auszüge aus den Memoiren seiner Tante Henriette von Keyserling<sup>58</sup> – »vermochten seine hohen Anforderungen zu befriedigen.« Auch bei der Empfehlung weiterer Mitarbeiter »kam es zu keinem Ergebnis«.<sup>59</sup> Ungeachtet dessen stärkt der lebhaft Gedankenaustausch die freundschaftliche Beziehung,<sup>60</sup> die

<sup>54</sup> GW RA II, S. 201.

<sup>55</sup> Mosbach (wie Anm. 2), S. 206ff.

<sup>56</sup> Die Idee Europa. Notizen zu einer Rede (GW RA II, S. 43–54); Hofmannsthal hält diese Rede am 31. März 1917 in Bern.

<sup>57</sup> GW RA II, S. 48f. – Die Rede-Notizen fußen in ihrem ersten Teil weitgehend auf Aufzeichnungen, die Rudolf Borchardt kurz zuvor in Berlin zu diesem Zwecke für den erkrankten Hofmannsthal niedergeschrieben hatte; im weiteren Verlauf beruhen sie auf Exzerpten, die Hofmannsthal selbst aus zahlreichen Büchern gezogen hatte, beispielsweise, wie hier, aus »Welt-Eroberung durch Helden-Liebe« von Frederik van Eeden und Volker. Berlin, Leipzig 1911 (Volker: Pseudonym für Erich Gutkind).

<sup>58</sup> Vgl. S. 196, Anm. 171.

<sup>59</sup> Begegnungen (wie Anm. 8), S. 46f.; vgl. unten S. 197–199 mit Anm. 172.

<sup>60</sup> Taube erinnert sich eines weiteren »schönen Beisammensein<s>« in Berlin, wo Hofmannsthal »mit meiner Frau und mir bei Alfred und Helene von Nostitz zu Tisch geladen war« und »ein Gespräch mit meiner Frau begann, in das sich die beiden dann so vertieften,

auch weiterbesteht, als die »Beiträge« 1927 aus wirtschaftlichen Gründen eingestellt werden müssen.<sup>61</sup> Zwar sucht Taube, bescheiden und zurückhaltend, keinen persönlichen Kontakt zu Hofmannsthal, als dieser am 10. Januar 1927 im Auditorium Maximum der Münchner Universität über »Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation« spricht,<sup>62</sup> um so freudiger aber folgt er im Jahr darauf einer Einladung zum 3. Februar 1928, in deren Verlauf die wechselseitige Beziehung ihren menschlichen und geistigen Gipfelpunkt findet.

Im Februar 1928 stand in München die Uraufführung des »Turm« bevor. Der Dichter war hierzu aus Wien gekommen und in dem ihm vertrauten Hotel Marienbad abgestiegen. [...] Er ließ mir sagen, ich möge ihn besuchen, auch lägen für meine Frau und mich Freikarten für die Aufführung bereit, die tags darauf stattfinden sollte. Es war Nachmittag, als er mich zu einer Tasse Tee auf seinem Zimmer empfing.

Sobald Taube sich vorbehaltlos aufschließt und seine drückende materielle Lage offenbart, versichert ihn Hofmannsthal nicht nur seiner tätigen Fürsprache bei verschiedenen Zeitungen, um auf diese Weise die Not lindern zu helfen, sondern er befürwortet mit allem Nachdruck auch Taubes Vorhaben einer Geschichte Schwedens,<sup>63</sup> das er »mit gespannter Aufmerksamkeit und größter Anteilnahme« verfolgt. Dabei geschah, wie sich Taube erinnert, »etwas Seltsames. Hofmannsthal verstand meine geschichtlichen Darstellungen sofort und griff das Wesentliche auf.<sup>64</sup> Aber auch ich fühlte mich auf eine rätselhafte Weise so in ihn ein,

daß wir anderen für sie gar nicht mehr im Raum vorhanden waren. Seit jenem Gespräche wußte ich, daß wir beide mit ihm nicht nur im tiefsten Sinne einig waren, sondern auch, daß ich mich ihm gegenüber völlig rückhaltlos äußern durfte« (Begegnungen [wie Anm. 8], S. 48). Die Zusammenkunft findet im Spätherbst 1927 statt, als Hofmannsthal vom 30. Oktober bis 4. November zu Besprechungen mit Max Reinhardt in Berlin weilt; am 17. November dankt er Helene von Nostitz mit den Worten: »es war eine große Freude, Sie nach Jahren wieder einmal in der Atmosphäre Ihres eigenen Hauses wiederzusehen«. Das Ehepaar von Nostitz wohnte seit Sommer 1925 in der Maassenstraße 33, nahe dem Lützowplatz (BW Nostitz, S. 156, S. 200; Oswalt von Nostitz, *Muse und Weltkind. Das Leben der Helene von Nostitz*. München, Zürich 1991, S. 330f.).

<sup>61</sup> Vgl. Hofmannsthal an Willy Wiegand, 7. Juli 1927: BW Wiegand, S. 170.

<sup>62</sup> Siehe Taubes Brief vom 25. November 1927, unten S. 216; Begegnungen (wie Anm. 8), S. 48.

<sup>63</sup> Vgl. Kassner – Taube, unten S. 294f.

<sup>64</sup> Zweieinhalb Monate nach Hofmannsthals Tod wird Taube am 29. September 1929 Anton Kippenberg eröffnen, er verdanke »die Anregung zu den Wasakönigen« Hugo von

daß seine Gedanken gleichsam in mich überflossen und dort zu wirken begannen, notwendig auf die Welt des ›Turmes‹ zu.« Die Gespräche wirken in Taube so stark nach, daß ein Traum der folgenden Nacht die »Grundgedanken« des »Turms« widerspiegelt,

doch merkwürdigerweise mit allem Pessimismus der mir noch völlig unbekanntes Bühnenfassung, der das versöhnende Ende der ursprünglichen Dichtung fehlt. Für mich bedeutet dieser Traum nicht so sehr ein Wiedererwachen von Erinnerungen an Gelesenes, als die Vorwegnahme eines mir in dieser Gestalt noch unbekanntes Werkes, die nur zustande gekommen sein kann, weil sich eine innere Vereinigung zwischen dem Schöpfer der Bühnendichtung und mir vollzogen hatte, während wir in seinem Zimmer unsere Gedanken tauschten. Den Traum habe ich aufgeschrieben und wenige Tage später veröffentlicht.<sup>65</sup>

Seither erweist sich die »Turm«-Dichtung, deren vorangehende Lektüre mit der Aufführung des folgenden Abends zusammenwirkt, als prägendes Erlebnis, das Taubes Hofmannsthal-Bild nachhaltig bestimmt. »Der Turm« ist und bleibt ihm »ein prophetisches Werk, an dem der Heilige Geist mitgewirkt hat.«<sup>66</sup> Sein Eindruck<sup>67</sup> wird dadurch verstärkt, daß er

Hofmannsthal und betrachte sie »als Vermächtnis« des verstorbenen Freundes. Im Hintergrund der Mitteilung steht dieses Gespräch, in dessen Verlauf Taube auseinandersetzt, daß sich »die eine Gesetzmäßigkeit, wie sie die Geschichte aller germanischen, wenn nicht gar abendländischen Gemeinwesen kennzeichnet, mit besonderer Deutlichkeit geradezu exemplarisch« an der Geschichte Schwedens offenbare, worauf Hofmannsthal »schließlich« gesagt habe: »Das müssen Sie schreiben. Die heutige Leserschaft ist begierig nach Geschichte, daraus erklären sich z. B. die Erfolge Emil Ludwigs. Muß aber denn Geschichte immer auf eine so unanständige Weise geschrieben werden wie von ihm? Sie können es auf anständige Weise tun.« Und Taube fährt fort: »Ich folgte seinem Rat, und so entstand meine Darstellung des ›Aufstieges und Verfalles einer germanischen Großmacht, die am Beispiel eines uns verwandten Volkes uns Deutsche vor dem Abfall warnen sollte: vor dem Zug zum Absolutismus spätantik-caesarischer Prägung« (Begegnungen [wie Anm. 8], S. 49f.). Vgl. auch Otto von Taube, Vom geschichtlichen Erzählen (wie Anm. 33), S. 49.

<sup>65</sup> Begegnungen (wie Anm. 8), S. 48–50. Gedruckt wird »Ein Traum / von Otto Freiherrn von Taube« in den Münchner Neuesten Nachrichten am 16. Februar 1928 (Taube-Bibliographie Nr. 198); der Bezug auf Hofmannsthal und dessen »Turm« ist nur dem Kundigen durch das zu Beginn gegebene Datum erkennbar: »Es war in der Nacht vom dritten zum vierten Februar dieses Jahres 1928. Ich träumte in jener eindeutigen Zweideutigkeit, bei der man nicht weiß, ob man den geträumten Vorgängen nur als einem Schauspiel beiwohnt oder ob man an ihnen beteiligt ist, die aber, je mehr der Traum seiner Höhe sich nähert, desto mehr die Färbung des Miterlebens annimmt [...].«

<sup>66</sup> Begegnungen (wie Anm. 8), S. 55. Er widmet dem Werk zwei Betrachtungen: der ausgreifend interpretierenden des Jahres 1928 (s. S. 221, Anm. 237) folgt dreiundzwanzig

den Dichter an diesem Abend – nach der Aufführung sitzt man »noch in größerem Kreise« mit ihm »zusammen« – zum letzten Male sieht, bevor ihn am 15. Juli 1929 die »knappe Drahtnachricht auf dem Straßenausgang« von Hofmannsthals Tod »tief erschüttert«. <sup>68</sup> Am Begräbnistag, dem 18. Juli, verfaßt er einen – zehn Tage später veröffentlichten – berührenden und sehr persönlichen Gedenkaufsatz, in dem er das dem toten Schiller geltende Goethe-Wort »Denn er war unser!« mottohaft

Jahre später eine Notiz aus Anlaß der Neuinszenierung der ersten Fassung des »Turms« durch Heinz Hilpert bei den Friedensfestspielen in Monschau Anfang August 1951 (in: *Das Literarische Deutschland*, 2. Jg., Nr. 19: 5. Oktober 1951, S. 7: Taube-Bibliographie Nr. 767, hier irrigerweise auf eine »Aufführg. in München« bezogen). Die vorangegangene Kritik von Friedhelm Baukloh (ebd., Nr. 16: 20. August 1951, S. 4) ergänzt Taube, »wiewohl« er »dieser Aufführung nicht beigewohnt habe«, indem er die »eigene Meinung des Dichters über die zwei Fassungen des ›Turmes« wiedergibt, »wie er sie am Vorabend der ›Turm-Uraufführung vor mir aussprach. [...] Er sagte mir, die erste Fassung der Dichtung sei für ihn deren eigentliche, sei die wahre Fassung; mit der zweiten habe er nur eine Konzession an die Aufführbarkeit des Dramas gemacht.« Diese Darstellung wiederholt Taube im ungedruckten Vortrag »Hugo v. Hofmannsthal, der Dichter Europas« (Monacensia MS 220, S. 22f.). Bestätigt wird die aus großem Abstand erfolgte Mitteilung durch eine zeitlich nähere Äußerung Carl J. Burckhardts gegenüber Heinrich Zimmer vom 9. Oktober 1929, daß ihm Hofmannsthal »im Winter« 1928 einmal gesagt habe, »der Turm solle jetzt doch in der ersten Fassung gespielt werden, ich hoffte es von jeher, Reinhardt hatte da aufs Unglücklichste eingegriffen« (SW XVI. 2 Dramen 14.2, S. 257f.; S. 488; S. 491). Damals hatte Taube Hofmannsthals Ansicht nicht zu teilen vermocht und die Bühnenfassung mit ihrem »dramatischeren, wirklich tragischen Schluß« vorgezogen. Er sei, wie er im Vortrag bekennt, »wohl noch zu säkular gesinnt« gewesen, »um den metaphysischen, den eschatologischen Gedanken des Buchschlusses zu erfassen«, der ihm erst vor dem Hintergrund der »Erlebnisse der Hitlerei und des Krieges« aufgegangen sei (so in: *Das Literarische Deutschland*, a.a.O., S. 7). »Hofmannsthal dachte über die Grenzen der Geschichte hinaus, nicht pessimistisch, doch auch nicht optimistisch: eben christlich. Der Kinderkönig ist [...] eine transzendente Gestalt; ein Symbol der Welterlösung aus der Verquickung der sündhaften Geschichte – unserer sündhaften abendländischen, in Nacht ausmündenden Geschichte.«

<sup>67</sup> Vgl auch Otto von Taube, Hugo von Hofmannsthal. Aus persönlichen Erinnerungen; in: *Prisma*. 1. Jg., Heft 2, Dezember 1946, S. 44 (fehlt in der Taube-Bibliographie). Hier gibt Taube nicht allein das grundlegende »Turm«-Gespräch wieder, sondern schildert auch die erste Begegnung in Rodaun zu Pfingsten 1908.

<sup>68</sup> Begegnungen (wie Anm. 8), S. 54. Am 22. Juli, eine Woche nach Hofmannsthals Tod, wendet sich Taube an den Freund Rudolf Alexander Schröder: »Gerade wollte ich Dir schreiben [...] wie tief erschüttert ich war und wie sehr ich Deines Schmerzes gedachte, da kam Dein lieber, trauriger, ja herzerreißender Brief [...] Ich kann diesen Verlust, den wir, den Deutschland erlitten hat, nicht fassen [...] Wir haben einen Leiter verloren und sollten uns nach seinem Hingang ihm doppelt verpflichtet fühlen« (zitiert in: Rudolf Borchardt, Alfred Walter Heymel, Rudolf Alexander Schröder [wie Anm. 44], S. 459, Nr. 361).

auf den »verewigten« Freund überträgt.<sup>69</sup> Auch in den folgenden Jahren wird er nicht müde, in Essays<sup>70</sup> und – ungedruckten – Reden<sup>71</sup> Hofmannsthal zu rühmen und Auskunft über sein Verständnis des Dichters zu geben. Dabei zeichnet er dessen Ansichten zustimmend nach, feiert ihn als »Dichter Europas« und beschreibt den Vielvölkerstaat Österreich-Ungarns ganz im Sinne des Freundes als Modell für ein neu zu gestaltendes Europa.<sup>72</sup> Unverbrüchlich bleibt ihm Hofmannsthal der

<sup>69</sup> In Memoriam Hugo von Hofmannsthal; in: Deutsche Allgemeine Zeitung, 28. Juli 1929, Nr. 329 (Taube-Bibliographie Nr. 241); abgedruckt unten auf S. 234–238.

<sup>70</sup> Außer den genannten Beiträgen erscheinen zwei Anzeigen der »Nachlese der Gedichte«, und zwar in der »Deutschen Rundschau« (LX, 9, 1934, S. 180–181, in der Rubrik »Literarische Rundschau«: Taube-Bibliographie Nr. 405) sowie unter dem Titel »Hugo von Hofmannsthals nachgelassene Gedichte« in: Das Deutsche Wort: Die Literarische Welt. Neue Folge, X. Jg. 1934. [N. F. 2. Jahr], Nr. 15: Beiblatt »Das lebendige Buch«, S. 1–3 (in der Taube-Bibliographie nicht verzeichnet). Christiane Zimmer-Hofmannsthal, die mit ihrem Gatten Heinrich Zimmer »den Nachlass mit philologischer Zucht verwaltet« (so Carl J. Burckhardt an Max Rychner, 13.9.1929; in: Carl J. Burckhardt – Max Rychner, Briefe. 1926–1965. Hg. von Claudia Mertz-Rychner. Frankfurt a. M. 1970, S. 25), hatte Taube gebeten, über die von ihnen besorgten »vermehrten Auflagen von Hofmannsthals Werken in der Presse« zu schreiben und ihn »zu näherer Besprechung« nach Heidelberg eingeladen: Er »war einige Tage Gast in ihrem Haus« und machte sie auf das ihnen unbekanntes Gedicht »Brief an Richard Dehmel von einer Waffenübung in Mähren« aufmerksam, das daraufhin noch in den Band der »Nachlese der Gedichte« (Berlin: S. Fischer 1934) eingefügt wird (Begegnungen [wie Anm. 8], S. 54) – ein Gedicht, in dem Taube »den uns vertrauten Hofmannsthal vielleicht am ergreifendsten und vollkommensten wieder<findet>« (Das Deutsche Wort, a. a. O., S. 1). 1966 folgt Taubes Anzeige des Briefwechsels zwischen Hofmannsthal und Edgar Karg von Bebenburg unter dem vielsagenden Titel »Zwei junge Herren aus guter Familie« (in: Evangelischer Literaturbeobachter. München. Jg. 1966, F. 64. Dezember 1966, S. 1371: Taube-Bibliographie Nr. 1035).

<sup>71</sup> Der Nachlaß Taubes enthält drei Manuskripte zu Hofmannsthal: zunächst die genannte Rede vor den Schülern in Schloß Neubeuern vom 3. Oktober 1929 (wie Anm. 40) sowie den undatierten Vortrag »Hugo v. Hofmannsthal, der Dichter Europas« (wie Anm. 66). Das dritte bietet eine Vorstudie zu »Hugo von Hofmannsthal. Aus persönlichen Erinnerungen« (wie Anm. 67) bzw. zu entsprechenden Abschnitten im »Bekenntnis«-Aufsatz der »Begegnungen« (wie Anm. 8). Überliefert ist ferner ein – in drei dem Umfang nach voneinander abweichenden Fassungen erhaltener – Vortrag zu »Schröder und Hofmannsthal«, den Taube anlässlich von Schröders 70. Geburtstag am 26. Januar 1948 in Bremen gehalten hat (vgl. oben Anm. 17).

<sup>72</sup> Vgl. dazu Mosbach (wie Anm. 2), S. 207–209, mit ausführlichen Zitaten aus Taubes nachgelassenem Vortrag »Hugo v. Hofmannsthal, der Dichter Europas« (wie Anm. 66); s. auch Regina C. Mosbach, Europa als Lebensform: Heimat und Wanderschaft bei Otto von Taube; in: Frank-Lothar Kroll (Hg.), Flucht und Vertreibung in der Literatur nach 1945. Berlin 1997, S. 89–102.

»einzigartige Meister«<sup>73</sup>, der »große Deutsche«, der ihn »durch Strenge und Freundlichkeit förderte«, und dessen »dichterische Gabe und Anmut« er lebenslang rückhaltlos bewundert.<sup>74</sup> Noch im hohen Alter notiert er am 8. Januar 1970 in sein Tagebuch: »Las in den letzten Tagen das mir noch unbekannte, unvollendete Werk von Hofmannsthal: ›Andreas oder die Vereinigten.«<sup>75</sup> Der vollendete Teil ist wirklich ›vollendet«. Traumhaft schön. Das ist Dichtung.«<sup>76</sup>

<sup>73</sup> Begegnungen (wie Anm. 8), S. 44f.; vgl. auch Taubes Brief vom 30. April 1922, unten S. 186.

<sup>74</sup> Begegnungen (wie Anm. 8), S. 41, S. 46, S. 48.

<sup>75</sup> Dieses Projekt hatte Hofmannsthal seit 1907 in verschiedenen Arbeitsphasen über die Jahre hin durchdacht und konzipiert, ohne daß er das Ganze je hätte vollenden können; vgl. SW XXX Roman Biographie, S. 7–218; S. 303–311 (»Entstehung«). Auf welche Ausgabe Taube zurückgriff, ist nicht zu klären. Nach Bruchstücken, die Herbert Steiner 1930 in der Corona veröffentlicht hatte, war ein erster von Heinrich Zimmer herausgegebener Druck der »Fragmente eines Romans«, versehen mit einem Nachwort Jakob Wassermanns, 1932 bei S. Fischer in Berlin erschienen, gefolgt von mehreren anderen Ausgaben; zuletzt als Teil des Bandes: Hugo von Hofmannsthal. Das erzählerische Werk. Frankfurt a. M. 1969, S. 196–259, wo der Text des »einzigsten in sich geschlossenen ›durchgezählten‹ Fragments« abgedruckt ist.

<sup>76</sup> Monacensia; zitiert bei Rosteck (wie Anm. 6), S. 106, Anm. 219.

*Hofmannsthal an Taube*<sup>78</sup>

Wien 22. März 1907

<Leerer Umschlag, der eine erste Aufforderung zur Mitarbeit am »Morgen«<sup>79</sup> enthielt><sup>80</sup>

<sup>77</sup> Sämtliche Briefe folgen getreu und ungekürzt den originalen Handschriften und Typskripten; Orthographie und Zeichensetzung sind genau befolgt, sprachliche Besonderheiten – auch bei Eigennamen – nicht angetastet. Nur die Schreibung des überstrichenen »m̄n« und »ñ« ist an allen Stellen zu »mm« und »nn« aufgelöst. Offensichtliche Schreibversehen sind allein dort berichtigt, wo an der Tatsache einer Verschreibung kein Zweifel bestehen kann; in diesen Fällen wird der ursprüngliche Bestand in den Anmerkungen wiedergegeben. Hofmannsthals Briefe der Jahre 1907 und 1908 sind in deutscher Schreibschrift geschrieben, die späteren – ebenso wie eigenhändige Adressen auf erhaltenen Couverts – in lateinischer Schreibschrift, die auch Taube bei sämtlichen Briefen und Manuskripten benutzt. Die Umschläge der Taube-Briefe fehlen. Gedruckte oder handschriftliche Briefköpfe werden, was Form und Stellung angeht, vereinheitlicht. Zusätze und Emendationen der Herausgeber sind in spitze Klammern <>, zu Tilgendes in eckige Klammern [] eingeschlossen; Auslassungen innerhalb wörtlicher Zitate werden durch [...] gekennzeichnet. – Für die Erlaubnis zum Abdruck der Briefe sei Professor Dr. Richard Exner und Professor Dr. Leonhard M. Fiedler, den Vertretern der Erben Hofmannsthals, und Freiin Maria von Taube herzlich gedankt; sie hat auch wichtige Einzelheiten zur Werk- und Lebensgeschichte ihres Vaters beigesteuert. Dank gilt Dr. Renate Moering und Dr. Joachim Seng vom Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt a. M. sowie Frank Schmitter von der Monacensia in der Stadtbibliothek München; sie haben Einsicht in die Originale gewährt, Kopien zur Verfügung gestellt und ihre Archive für Fragen und Nachforschungen bereitwillig geöffnet. Ferner seien bedankt: Silke Becker (Deutsches Literaturarchiv, Marbach a. N.), Kathrin Göhler (München), Dr. Dirk Heißerer (München), Dr. Silke Henke (Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar), Regine Hilpert-Greger (Gemeinde-Archiv Gauting), Thomas Horst (München), Dr. Helmut Kaffenberger (Anze-fahr), Dr. Klaus-Dieter Krabiell (Frankfurt am Main), Professor Dr. Dietz-Rüdiger Moser (München), Dr. Christina Scherer (München), Ursula Schneider (Wissenschaftliche Stadtbibliothek Mainz), Iris Seel (Universitätsbibliothek Tübingen, Handschriften-Abteilung), Gabriele Weber (Monacensia München).

<sup>78</sup> Leerer Umschlag: S.H. <Seiner Hochwohlgeboren oder Seiner Hochgeboren [vgl. dazu Kassner – Taube, unten S. 256, Anm. 72]> / Baron Otto Taube / Roma / 78<sup>u</sup> Piazza die Spagna. Poststempel: WIEN, 22. III. 07. Auf der Rückseite Ankunftsstempel: ROMA 24.3.07. Am linken Rand der Vorderseite Blei-Notiz von Taubes Hand: »März 07 / zu »Morgen«. In seinem ungedruckten Bremer Vortrag »Schröder und Hofmannsthal« (wie Anm. 17) berichtet Taube: »In Rom erreichte mich ein Brief des bewunderten Dichters mit der Mitteilung, er habe die Leitung des literarischen Teils einer neuen Zeitschrift übernommen »des Morgens«;

ich möchte ihm Gedichte einschicken.«– Taube war Anfang März in Rom eingetroffen, wo seine Mutter »bereits ein Zimmer auf der Piazza di Spagna« für ihn genommen hatte, während die Eltern und Schwester Ellen im nahegelegenen Hotel Lavigne in der Via Sistina 72 logieren, wo auch Schröder während seines gleichzeitigen Aufenthaltes absteigen wird (vgl. Stationen [wie Anm. 7], S. 98, S. 100).

<sup>79</sup> Anfang 1907 hatte sich Hofmannsthal zur Mitarbeit an der »neu zu gründenden Wochenschrift« »Morgen« (vgl. Anm. 3) gewinnen lassen. Während eines »langen Gesprächs« mit dem nach Rodaun angereisten künftigen Schriftleiter Dr. Arthur Landsberger hatte er die »angenehme Überzeugung« gewonnen, »daß es sich bei dem Unternehmen um eine politische, kulturpolitische Zeitschrift« handle, für die er bereit sei, »neben der gelegentlichen rein journalistischen Mitarbeit« einen »sehr spärlich zu exhibierenden ›lyrischen‹ Teil zu beaufsichtigen, d. h. die Beiträge der wenigen Männer, deren lyrische Produktion mir interessant erscheint [...] durchzusehen und einzuordnen und die Aufnahme irgendwelcher anderer ›Lyriker‹ zu verhindern (Hofmannsthal an Oscar Bie, 17.2.1907: Fischer-Almanach 87, S. 106f.). Er »gedenk<e>, mit wenigen Menschen zu arbeiten, die ich persönlich auffordere«, und nennt unter ihnen am 26. März 1907 Richard Dehmel gegenüber »einen Baron Otto Taube, der Talent und Selbstzucht zu haben scheint« (BW Dehmel, S. 39; vgl. an dens., 29.3.1907, ebd., S. 42f.). Diese Einschätzung stützt sich zweifellos auf Rudolf Alexander Schröders Urteil, folgt möglicherweise aber auch einem Fingerzeig Rudolf Borchardts, dem kurz zuvor unter den üblichen dichterischen Hervorbringungen »ohne jede Ambition, ohne Verantwortungsgefühl und Fleiss, ohne Cultur und Ernst, dreist, gemein, schlechtgeboren«, »Verse eines Barons Taubes« als »merkwürdig« aufgefallen waren (BW Borchardt [1994], S. 55: 4.3.1907), und zwar im »Deutschen Almanach auf das Jahr 1907« des Verlags von Julius Zeitler, Berlin (1906), wo unter der Überschrift »Gedichte von Otto Freiherr von Taube von der Issen« vier »Italienische Sonette« abgedruckt sind: »Winterabend in Venedig« (vgl. dazu Kassner–Taube, unten S. 262, Anm. 98) sowie drei »Piacenza«-Sonette (nicht in der Taube-Bibliographie verzeichnet). Drei dieser Gedichte übernimmt Taube in seinen ersten Gedichtband, nämlich »Winter in Venedig«, »Piacenza« 1 und 2 (in »Verse« [wie Anm. 15], S. 91, S. 92f.), während das dritte »Piacenza«-Sonett (»Als durch die Luft beängstigende Weiche ...«) unberücksichtigt bleibt. Der Almanach enthält überdies Borchardts Gedichte »Pargoletta«, »Eine Ballade von Wind, Schlaf und Gesang« sowie das »Tagebuchblatt« vom »24. VII. 1906« (jetzt in: Rudolf Borchardt, Prosa III. Hg. von Marie Luise Borchardt unter Mitarbeit von Ernst Zinn. Stuttgart 1960, S. 256–267).

<sup>80</sup> Dieser Anfrage war ein kurzer Briefwechsel zwischen Hofmannsthal und Rudolf Alexander Schröder vorausgegangen. Hofmannsthal hatte am 12. März 1907 mit Blick auf den »Morgen« sein Ziel mit den Worten umrissen: »[...] in dieser Zeitschrift soll unter meiner Kontrolle wenige und anständige Lyrik erscheinen. Ich rechne mit ganz wenig Menschen: mit Dir, mit Rilke, mit Borchardt [...] Ich rechne ferner mit Baron Taube und Alberti. Bei beiden mußt Du mir helfen. Vielleicht haben beide die Güte, mir ein bißchen Material zum Aussuchen zu schicken, wenn Ihnen das paßt [...].« (B II, S. 264f. ). Umgehend hatte Schröder am 13. März geantwortet, er werde »gleichzeitig« »an Taube (der momentan in Rom ist) & Alberti« schreiben (Freies Deutsches Hochstift, Frankfurt a.M.). Taube selbst dankt

lieber Baron Taube  
vielen Dank für die Sendung. Ich rechne sehr mit Ihnen. Von den 3  
Gedichten die noch frei sind, gefiel mir dieses ungemein. Vielleicht  
können Sie mit meiner Kritik des Schlusses etwas anfangen und diesen  
Theil noch vervollkommen. Aber ich kann nicht weniger als minde-  
stens 3–4 Sonette von Ihnen für's erste Mal bringen – oder 1–2 längere  
Stücke – sonst geht es eindrucklos vorbei. Ich hoffe ich höre bald wieder  
von Ihnen.

Aufrichtig Ihr  
Hofmannsthal

Schröder am 19. März für die Empfehlung an Hofmannsthal und bekundet seine Freude, den Freund bald in Rom begrüßen zu dürfen (vgl. Rudolf Borchardt, Alfred Walter Heymel, Rudolf Alexander Schröder [wie Anm. 44], S. 232, Nr. 151). Ob er sich am gleichen Tag an Hofmannsthal gewandt oder ob Schröder Taubes Adresse übermittelt hatte, muß angesichts fehlender Dokumente offen bleiben. Jedenfalls erinnert sich Taube, er habe »im Frühjahr 1907« »dank Schröders Vermittlung Hofmannsthals Aufforderung <erhalten>, zu dem von ihm überwachten literarischen Teil der neuen Zeitschrift »Der Morgen« beizutragen. Ich sagte mit Freuden zu und sandte bald einige Gedichte ein« (Begegnungen [wie Anm. 8], S. 43).– Schröders »kleinen« Freund, den Lyriker Herbert Alberti (1884–1926), hatte Hofmannsthal wohl am 8. Februar 1906 in Berlin bei einem Frühstück mit Schröder, Gertrud Eysoldt, Gerhard Mutius und Harry Graf Kessler kennengelernt. Letzterer zeigt sich beeindruckt von diesem »allerliebste<n> Junge<n> mit einem fast, aber nicht allzusehr mädchenhaften Gesicht und dem feinsten, unbeirrbarsten Geist, der immer mit einem hübschen Lächeln herauskommt. Sehr schlank, sehr zart, etwas kindlich naiv bei aller Klugheit, eine sehr anziehende Erscheinung« (Harry Graf Kessler, Das Tagebuch. Vierter Band 1906–1914. Hg. von Jörg Schuster. Stuttgart 2005, S. 94f.). Obwohl – wie Hofmannsthal Schröder am 17. März 1907 wissen läßt – »Gedichte von Alberti durch Zufall gerade vorgestern an mich <kamen>« (Freies Deutsches Hochstift, Abschrift), wird im »Morgen« keine Arbeit des jungen Dichters gedruckt.

<sup>81</sup> Zwei von Hofmannsthal beschriebene Seiten; die erste (oktav) auf der Rückseite von Taubes Abschrift des Gedichts »Der Tragsame«, die zweite (klein-oktav) mit dem »P.S.« auf einseitig beschriebenem Blatt; mit Umschlag: faire suivre! / Baron Otto Taube / Rom / Piazza di Spa<gna> <Textverlust durch Ausriß> 78<sup>II</sup>. – Poststempel: RODAUN, 4.4.07, Ankunftsstempel auf der Rückseite: ROMA, 6.4.07. Auf der Vorderseite hat Taube mit Blei hinzugefügt: »April 1907 / Tragsame glossiert u zu andern Gedichten«.

<sup>82</sup> Am Vortag, dem 2. April, hatte Hofmannsthal an Schröder geschrieben: »[...] ich vermute, daß dich dieser Brief in Italien erreicht« und angemerkt: »Grüße Herrn von Taube.« (Freies Deutsches Hochstift, Abschrift)

1037/65

Hofmannsthal  
Monacensia

3.4.1907

Podane i. Min  
? IV.

Mein Herr Taube

widerwart ich die Sendung. Ich nehme das mit  
 Ihnen. Von den 3 Gedichten die noch bei Sie sind, pfänd  
 wie sich ergebe. Vielleicht können Sie mit einem  
 Artikel in Heft zum Anfangen und Ihre Zeit  
 auf vervollständigen. Ob ich dann nicht  
 einige ab einbringen 3-4 Stücke von Ihnen  
 für o + ein mal bringen - mit 1-2 einigen  
 Teile - hoffe auf o einbringen mit ihnen.  
 Ich hoffe ich bin bald wieder von  Ihnen.

Respektvoll  
Hofmannsthal

Die Einbringung pfänd wie ich in früheren Zeit  
 in der Zeitschrift. Die Einbringung ist früher  
 und die Leute Zeit fällt an der ersten Stelle  
 viel schöner zu verarbeiten. (Ich bin ich in  
ich mit dem Mein Satz und haben ab ein  
hoffe erwarten.) Respektvoll! o Mein! ich hoffe!

Abb. 1: Hugo von Hofmannsthal an Otto von Taube,  
3. April 1907 (Monacensia)

Ghibellinsonett gefiel mir sehr im Gedanken und in der Geste. Die Ausführung hat Härten und die letzte Zeile fällt an die Barten<sup>83</sup> statt sich mächtig zu ramassieren<sup>84</sup> (Lesen Sie es vor so wird kein Mensch dies »und Sagen« als einen Abschluss empfinden.) Architectur! o Deutsche! Sich plagen!

P.S. Die erste Zeile<sup>85</sup> ist ein bischen leer ... »mit kräftigen gebräunten Armen« das ist nicht sehr erfüllt und lässt kalt. Ich vermisse ein Wort das die schwere Anstrengung malt – sonst bleibt das starke Wort »ohne Erbarmen« eine Überraschung und wirkt wenig.

Auch ist mit kräftigen Armen – und gleich darauf auf dem wichtigen Genick – keine sehr geschickte Malerei des Tragens. Ich sehe ihn nicht recht, mein Bild schwankt. Geht er schwer athmend, gebückt, und stützt die schwankende Überlast des Genicks? oder wie? Hier wäre eine kleine retouche wertvoll.

10<sup>86</sup>

Der Tragsame. (was heisst dieses Wort?  
mir ganz unbekannt)

Er trug mit kräftigen gebräunten Armen  
Die Lasten d-er Herrin auf dem wichtigen Genick  
Die Lasten zu, ihr aber schien Erbarmen  
Ein Unbekanntes; erzen war ihr Blick:

<sup>83</sup> Die Bemerkungen beziehen sich auf eine frühe Fassung des Sonetts »Vor dem Gitter«, das im späteren Buchdruck (Gedichte und Szenen [wie Anm. 20], S. 102) als fünftes von neun Gedichten unter dem Obertitel »Campagnaritte« steht. Im Druck heißt es in Zeile 7/8: »Und Ihr gewahrtet allen Prunk und Flitter / Der alten Zeit nebst Panzer, Schild und Barte« (die Barte = Beil, Streitaxt). Die von Hofmannsthal gerügte Wendung »und Sagen« kommt in der Druckfassung nicht mehr vor; möglicherweise hat Taube sie durch die Reimwörter »Tagen« bzw. »schlagen« in den beiden Schluß-Terzetten ersetzt: »Ja, wie in der Saveller alten Tagen, / Der Guelfen Tagen und der Ghibellinen, / Fühlte auch ich das Herz im Busen schlagen, // Ein anderes, wie es mir sonst geschienen, / Ein anderes! Dies auch nur des wunderbaren / Entzückens wert, das Liebe und Ritt uns waren.«

<sup>84</sup> Nach französisch »ramasser«: zusammenfassen.

<sup>85</sup> Des beiliegenden Gedichts »Der Tragsame«.

<sup>86</sup> Wohl Numerierung oder Seitenzahl innerhalb des von Taube an Hofmannsthal gesandten Gedichte-Konvoluts. Hofmannsthals Marginalien werden in kleinerem Schriftgrad

Er schien ihr nichts, mocht er vom Schweisse triefen;  
 Sie winkte niemals den geringsten Dank,  
 schön! Und stieg er auch für sie aus Meerestiefen  
 Und duftete nach Salzen und nach Tang.

~~Doch da geschah es~~ – Einst aber wars, dasz er am Meer  
 gesessen,  
 schön Das Kinn gestützt in die beschwielte Hand  
 Da musste sie ihn mit den Blicken messen  
 Und schrie zu ihm und warf sich auf den Sand;

– Doch er, der zu den zarten weissen Füßen  
 Mit solchen Kräften alles, was ihr Sinn  
 (x) Begehrte, sonst gelegt, schrak auf ihr Grüssen  
 Empor und wich und floh zur Wüste hin.

x) Die unangenehme, amtlichen Schriftstücken ähnliche Anhäufung von Zeitwörtern in der vorletzten Zeile! Beabsichtigt? Mir stört sie den Zauber des schönen Gedichts auch beim dritten und vierten Lesen.

wiedergegeben. – Taube bestätigt in seinen Erinnerungen, nur dieses eine Gedicht habe vor Hofmannsthals »Augen Gnade« gefunden. »Die übrigen Gedichte, die ich Hofmannsthal eingesandt hatte, gab er mir mit ausführlicher Kritik, Verbesserungsvorschlägen und Bemerkungen zurück.« Und wenn er anfügt: »Ich besitze noch zwei mit Hofmannsthals Glossen« (Begegnungen [wie Anm. 8], S. 43), so bezieht er sich auf den »Tragsamen« und den »Heiligen« (s. S. 178ff.).

Hugo von Hofmannsthal und Otto von Taube – Briefe 171

*Hofmannsthal an Taube*<sup>87</sup>

<Rodaun, 21. April 1907>

lieber Baron Taube

vielen Dank für ihre Zeilen. Es hat durchaus Zeit bis Ende April od. Anfang Mai.<sup>88</sup> Auch schreiben Sie wohl dort<sup>89</sup> einmal Verse. Ich freu mich des Contacts, der ja andauern wird.

Ihr ergebener  
Hofmannsthal

Rodaun 21 IV.

*Taube an Hofmannsthal*<sup>90</sup>

Berlin N.W. Holsteiner Ufer 1<sup>III</sup> 91  
31<sup>ten</sup> Mai 07

Sehr verehrter Herr von Hofmannsthal!

Hier erlaube ich mir, Ihnen wiederum einige Verse einzusenden: die geschriebenen sind älteren Datums, von denen, die nächstens in meinem Band Verse erscheinen werden, und zwar solche, die Schröder besonders gefielen. Wenn nicht Sie oder die Redaktion vom Morgen etwas dagegen einzuwenden hätten, läge nichts gegen ihre Veröffentlichung im Morgen vor, da das mir nur angenehm und nützlich sein kann, mein Verleger aber damit einverstanden ist.<sup>92</sup>

<sup>87</sup> Ein Faltbogen (klein-oktav), eine beschriebene Seite; ohne Umschlag.

<sup>88</sup> Auch Schröder wird, nach seiner Rückkehr aus Italien, Hofmannsthal Ende April mitteilen: »[...] Taube läßt sich bei Dir entschuldigen, daß er noch nichts geschickt hat, er ist scheinbar durch Familienverhältnisse (Eltern) & Gesundheit in seiner Produktivität behindert oder sonst was, jedenfalls möchte er nicht, daß Du ihn für unfleißig oder säumig hieltest« (Freies Deutsches Hochstift). In seinen Erinnerungen erwähnt Taube derartige Einschränkungen nicht; vielmehr scheint der erbetene Aufschub einer Reise nach Tunis geschuldet zu sein, die er in jenen Wochen mit seiner Familie unternimmt; vgl. Stationen (wie Anm. 7), S. 101–106.

<sup>89</sup> In Rom.

<sup>90</sup> Ein Faltbogen (klein-oktav), zwei beschriebene Seiten; ohne Umschlag.

<sup>91</sup> Taube hatte sein Studium der Kunstgeschichte zum Wintersemester 1906/07 an der Universität Berlin aufgenommen und eine Wohnung »am Holsteiner Ufer« gemietet, »dicht bei der Lessingbrücke; so hatte sie kein Gegenüber, sondern sah auf die dunkelblau schillernde Spree« (Stationen [wie Anm. 7], S. 67).

<sup>92</sup> Curt Wiegand, in dessen »Modernem Verlagsbureau« Taubes erster Gedichtband Ende

Die mit Schreibmaschine geschriebenen sind ganz frei. Mit Ausnahme der »Strasse«<sup>93</sup> sind sie recht neu.

Ich suche jetzt, einem Bedürfnis meines Ohres folgend, von der gleichmässigen Phrasierung unserer Verse abzukommen, was in diesen Versen wohl bemerklich wird. Ob dieses Streben ein nützliches ist, kann ich nicht beurteilen. Zwei Gedichte liegen da, in denen ich sogar den endecasillabo<sup>94</sup> versuche, – aber die sehe ich nur als Experiment an und schicke sie Ihnen nur als ein solches

Indem ich mich Ihnen sehr empfehle verbleibe ich mit vielem Dank  
Ihr stets ergebenster  
OTaube

*Taube an Hofmannsthal*<sup>95</sup>

Berlin N.W. Holsteiner Ufer 1<sup>III</sup>  
3 Juni 07

Sehr verehrter Herr von Hofmannsthal!  
Gestatten Sie mir, Ihnen noch eines der Gedichte zu senden, welches Sie so gütig waren, mit Bemerkungen zu versehen. Ich habe nun neben den ehemaligen Titel »Der Tragsame« einen anderen hingesetzt »Der Lastträger.« Ich lege weder viel Wert auf den einen, noch den anderen. Sie sind zur Auswahl da, auch gar kein Titel würde mir ebenfalls recht

1907 erscheint (s. oben Anm. 15); die Umschlagzeichnung und das doppelseitige Titelblatt hatte Rudolf Alexander Schröder beige steuert.

<sup>93</sup> Nicht ermittelt; in der folgenden Sammlung findet sich kein Gedicht dieses Titels; zu denken wäre allenfalls an das vierstrophige Gedicht »Vagans«; in »Gedichte und Szenen« (wie Anm. 20), S. 78 f., mit der Anfangsstrophe: »Wenn sich die Nebel dichter / Des Abends ziehn, und Lichter / Entlang der Straße stehn, / Pfllegt es mir zu gefallen, / Sie auf und ab zu wallen, / Sie auf und ab zu gehn. [...]«.

<sup>94</sup> Der Endecasillabo (italienisch-spanisch, von griechisch hendeka = elf und syllabē = Silbe) ist – anders als der antike Hendekasyllabus – eine Abart des französischen vers commun; als der häufigste Vers im italienischen Epos von Dante bis Torquato Tasso erscheint er dort ausschließlich als jambischer Elfsilber mit weiblichem Reim. Vgl. Taubes Gedicht »Hendekasyllabus« in »Gedichte und Szenen« (wie Anm. 20), S. 45.

<sup>95</sup> Ein Faltbogen (klein-oktav), zwei beschriebene Seiten; ohne Umschlag.

sein. »Der Tragsame« freilich wäre mir doch der liebste Titel. Das Wort ist von Nietzsche geprägt (Zarathustra I »von den 3 Verwandlungen«, wo es der »tragsame Geist« heisst, der der Verwandlung des Kamels entspricht.)<sup>96</sup> Das Wort ist gut gebildet, – abgesehen von der »Autorität« Nietzsches, – und drückt wie kein anderes das Trägertum von Gottes Gnaden aus, – Immanenz des Tragens.

Ich habe ferner den ersten 4-Zeiler geändert und versucht den faquino<sup>97</sup> deutlicher abzubilden. Was den letzten 4-Zeiler anlangt, so hat die eine Fassung einen neuen, die andere den alten Wortlaut. Ihr Einwand gegen letzteren ist vollkommen begründet, nimmt man den Standpunkt an, dass die Sache gleichmässig melodisch zu lesen ist. Der alte Wortlaut hat das für sich, dass der Ausdruck des Inhaltes ungemein scharf ist. Die zwei ersten Zeilen bereiten langsam<sup>98</sup> glatt auf das »sonst gelegt« vor, führen den Leser dahin noch bis in die 3<sup>te</sup> Zeile hinein, – dann steht es ganz abrupt da, gibt dem Relativsatz den vollen Sinn, und gleich darauf steht das ausschlaggebende Verbum des Hauptsatzes: Italiener, – auch Lateiner, – würden diese Fassung genommen haben (Carducci!<sup>99</sup>) – Deutsche? – Ja darüber bin ich im Unklaren und unterwerfe mich Ihrer

<sup>96</sup> Nietzsche gebraucht das Wort mehrmals in »Also sprach Zarathustra«. In den von Taube zitierten »Reden Zarathustras«, zu Beginn des Abschnitts »Von den drei Verwandlungen«, heißt es: »Was ist so schwer? fragt der tragsame Geist, so kniet er nieder, dem Kamele gleich, und will gut beladen sein.« Im Ditten Teil des Buchs, im Abschnitt »Vom Geist der Schwere. 2« wird der Gedanke auf den »starke<n>, tragsame<n> Mensch<en>« bezogen, der »zu vieles Fremde auf seinen Schultern« trägt: »Dem Kamele gleich kniet er nieder und läßt sich gut aufladen« (Friedrich Nietzsche, Werke. Hg. von Karl Schlechta. Bd. II. München 1966, S. 293, S. 441).

<sup>97</sup> Portugiesisch: Lastträger, nach dem gleichbedeutenden italienischen »facchino«; vgl. José Pedro Machado, Dicionário Etimológico da Língua Portuguesa. Vol. 3. Lisboa 1995, S. 20. – Gegenüber der oben mitgeteilten ersten Fassung lautet die neue, in den »Morgen« und den späteren Buchdruck (wie Anm 20, S. 51) aufgenommene Version: »Er trug mit kräftigen gebräunten Armen, / Gebeugt von schwerer Wucht auf dem Genick, / Die Lasten seiner Herrin, der Erbarmen / Ein Fremdes schien; denn erzen blieb ihr Blick.«

<sup>98</sup> So im Original.

<sup>99</sup> Giosuè Carducci (1835–1907), Taube charakterisiert ihn als: »Nobelpreisträger 1906, Professor für italienische Literatur in Bologna, einer der »drei großen italienischen Lyriker« seiner Zeit, weniger lyrisch als rhetorisch, doch Schöpfer mancher schöner Strophen« (Stationen [wie Anm. 7], S. 429). Andernorts verteidigt er die eigenen – insbesondere von Rudolf Alexander Schröder gerügten – Verstöße gegen die Regeln antiker Versmaße mit einem Hinweis auf Carduccis italienische »Odi barbare« (ebd., S. 136).

Ansicht, nachdem Sie meine hiermit haben erfahren, und sie beurteilen können.<sup>100</sup>

Nochmals mit vielem Dank empfehle ich mich Ihnen als Ihr  
stets ergebenster

O Taube

*Taube an Hofmannsthal*<sup>101</sup>

1. Juli 07.

Berlin N.W. Holsteiner Ufer 1<sup>III</sup>

Sehr verehrter Herr v. Hofmannsthal!

Für Ihre gütige Karte<sup>102</sup> möchte ich Ihnen mit diesen Zeilen vielen Dank sagen und hätte es schon eher gethan, wäre ich nicht durch viel Arbeit daran gehindert worden.

Übrigens habe ich noch eine Bitte. Als ich neulich andere Exemplare der »getippten« Verse besah,<sup>103</sup> fand ich in dem einen der Campagnaritte im Gedichte »im Regen«<sup>104</sup> auf Z 4 »auf weiten Wegen«. Sollte ich das nicht in dem Exemplar, das ich ihnen gesandt, verbessert haben, so bitte ich Sie, es in die richtige Fassung bringen zu wollen. Es muss »auf weichen Wegen« heißen.

<sup>100</sup> Trotz Taubes Rechtfertigungsversuch der ersten Fassung wird sich Hofmannsthal für die neue Version entscheiden – »Doch er, der sonst zu ihren zarten Füßen / Sich plagend alles legte, was ihr Sinn / Begehren mochte, schrak auf solches Grüßen / Empor und wich und floh zur Wüste hin.« – und sie, ebenso wie den umgeformten ersten Vierzeiler, in den »Morgen«-Druck aufnehmen: Zweiter Jahrgang 1908, Erstes Halbjahr. 13. März 1908, S. 328 (in der Taube-Bibliographie nicht nachgewiesen). Abgesehen von einer unbedeutenden orthographischen Variante in Zeile 5 (»nichts« statt »Nichts«) und einer verbalen Besserung in Zeile 12 (»warf sich in den Sand« statt »auf den Sand«) wird Taube den »Tragsamen« in dieser Gestalt unverändert in seinen zweiten Gedichtband »Gedichte und Szenen« (wie Anm. 20), S. 51, einreihen.

<sup>101</sup> Ein Faltbogen (klein-oktav), zwei beschriebene Seiten.

<sup>102</sup> Nicht überliefert.

<sup>103</sup> Vgl. dazu Kassner – Taube, unten S. 267.

<sup>104</sup> Das sechste der neun Sonette, die unter dem Obertitel »Campagnaritte« im Band »Gedichte und Szenen« (wie Anm. 20, S. 98–106) vereint sind, ist mit »Im Regen« überschrieben. Der Druck (ebd., S. 103) bringt den von Taube angemahnten richtigen Wortlaut: »auf weichen Wegen«.

Verzeihen Sie, bitte, dies Intermezzo und empfangen Sie nochmals  
vielen Dank für Ihre Zeilen nebst vielen Empfehlungen  
von Ihrem ganz ergebensten  
OTaube

*Hofmannsthal an Taube*<sup>105</sup>

Rodaun d 27 XII 07

Sehr geehrter Baron Taube,  
Sie verzeihen mir bitte die Maschine und die Kürze, doch habe ich einen  
Rückstand von gegen 40 Briefen.<sup>106</sup> Der Einfall Andrians, ich könnte  
heute nach 12 oder 13 Jahren die Recensionen über sein Buch<sup>107</sup> besitz-  
en oder auftreiben, ist doch ein wenig absurd. Ich bin doch weder eine  
Bibliothek, noch ein Auskunftsbureau, sondern bloß eine Privatperson.  
Allenfalls an den Verleger könnte man sich mit einer solchen Zumun-  
tung wenden, vermutlich auch mit negativem<sup>108</sup> Erfolg. Der Verleger ist  
S. Fischer Berlin. Zu einer Durchsicht der Einleitung bin ich natürlich  
gerne bereit. Ob diese mehr Wahrheit oder mehr Legende enthält ist ja

<sup>105</sup> Ein Quart-Blatt, einseitig mit Maschine beschrieben, mit eigenhändiger Unterschrift; typierter Umschlag: S. H. / Baron Otto Taube / Weimar / Tiefurter Allée 3. Poststempel: Mödling, 27. XII. 07; Rückseite mit Ankunftsstempel: Weimar, 28.12.07. Auf der Vorderseite Blei-Notiz Taubes: »27. 12. 07 / zu Andrian«.

<sup>106</sup> Hofmannsthal war erst am 17. Dezember von einer mehrwöchigen Reise heimgekehrt, die ihn ab dem 20. November über Dresden und Weimar mehrfach nach Berlin zu Gesprächen mit Max Reinhardt, Harry Graf Kessler und dem Ehepaar Alfred und Helene von Nostitz geführt hatte.

<sup>107</sup> Leopold Andrian, *Der Garten der Erkenntnis*. Berlin: S. Fischer 1895. Das schmale Werk war im März 1895 erschienen, nachdem Hermann Bahr es dem Fischer-Verlag am 25. Januar als »das beste Werk« gerühmt hatte, »was bisher die europäische Moderne hervorgebracht hat, unsäglich tief und schön«. Es hatte bei Freunden und in der Kritik allgemeinen Zuspruch gefunden; eine Sammlung zeitgenössischer Stimmen und Rezensionen bietet der von Walter H. Perl besorgte Neudruck des Buches (Frankfurt a. M.: S. Fischer 1970, S. 65–97). – Der Anlaß zu Hofmannsthals Antwort ist nicht mit letzter Bestimmtheit zu klären; immerhin läßt sein Hinweis auf »Herrn Treves« (s. Anm. 112) vermuten, es handele sich um den – anderweitig nicht belegten – Plan, Andrians Jugendwerk in Italien herauszubringen; W. H. Perl jedenfalls nennt im Vorwort zum zitierten Neudruck nur eine holländische Übertragung von Albert Verwey und eine französische von Charles du Bos.

<sup>108</sup> Im Original: negativen.

schliesslich gleichgültig, wofern Sie nur gut geschrieben ist und nichts Tactloses und für Andrian, als einen lebenden Zeitgenossen und activen Diplomaten Unangenehmes enthält. Aber auch hier sehe ich nicht ein warum diese Handschrift nicht einfach an Andrian gehen soll anstatt an mich, da Andrian doch einer der klügsten Menschen ist und keinen Vormund braucht. Ich gebe also für jeden Fall zur Erleichterung dieser Sache Andrians vollständige und bleibende Adresse:

Leopold Freiherr zu Andrian Bukarest, Legation d'Autriche Hongrie.<sup>109</sup> Mich trifft das Manuscript jederzeit in Rodaun.<sup>110</sup>

Mit den herzlichsten Grüssen /und vielen Empfehlungen an Frau Förster<sup>111</sup>/

Ihr aufrichtig ergebener  
Hofmannsthal

P.S. Eben fällt mir ein[e], dass es vielleicht Herrn Treves<sup>112</sup> am besten befriedigen könnte wenn man ihm mittheilt, dass in der gelesensten

<sup>109</sup> Andrian war im Anschluß an seine juristische Promotion im Juli 1899 in den diplomatischen Dienst eingetreten und nach verschiedenen Positionen in Athen, Petropolis bei Rio de Janeiro und St. Petersburg im Februar 1907 als Attaché an die österreichisch-ungarische Gesandtschaft in Bukarest versetzt worden.

<sup>110</sup> Die überlieferte Korrespondenz zwischen Hofmannsthal und Leopold von Andrian (BW Andrian) enthält keine Briefe aus den Jahren 1906 und 1907.

<sup>111</sup> Elisabeth Förster-Nietzsche (1846–1935), Schwester und Nachlassverwalterin Friedrich Nietzsches, Begründerin des Nietzsche-Archivs in Weimar. Dort hatte Hofmannsthal sie im September 1903 anlässlich einer Frühstücksgesellschaft bei Harry Graf Kessler kennengelernt und war ihr seitdem verschiedentlich wiederbegegnet, zuletzt – zusammen mit Taube – nur wenige Tage früher zu Anfang Dezember (s. oben Anm. 38). Hofmannsthal steht ihr mit kritischer Zurückhaltung gegenüber; in einem Brief an Helene von Nostitz vom 25. April des kommenden Jahres 1908 urteilt er: »Sie ist eine sonderbar gemischte Person, die gute. Manchmal, besonders unter 4 Augen, wirkt sie sehr schön, manchmal ist sie von einer süßlichen, pastörlischen Kleinbürgerlichkeit und Tactlosigkeit daß man die Wände hinauflaufen möchte« (BW Nostitz, S. 60).

<sup>112</sup> Die italienische Übersetzung, mit deren Vorrede Taube beauftragt war, sollte offenkundig im bedeutenden italienischen Verlag Fratelli Treves in Mailand erscheinen; er war 1864 von den Brüdern Emilio (1834–1916) und Giuseppe Treves (1838–1904) gegründet worden und hatte sich nicht zuletzt als Verlag Gabriele d'Annunzios einen Namen gemacht. Zur vorgesehenen Ausgabe ist es nicht gekommen; von Taubes Einleitung fehlt jede Spur. Auch sind in Taubes oder Andrians Nachlaß (Monacensia bzw. Deutsches Literaturarchiv Marbach a. N.) keine wechselseitigen Briefe erhalten geblieben (freundliche Auskunft von Gabriele Weber, München, und Silke Becker, Marbach a. N.).

modernen Literaturgeschichte, der des Herrn Richard M. Mayer dem kleinen Buch von Andrian mehrere Seiten gewidmet sind<sup>113</sup>

*Hofmannsthal an Taube*<sup>114</sup>

<Rodaun, Anfang 1908?><sup>115</sup>

lieber Baron Taube, ich brächte so gern den ›Tragsamen‹ u. den ›Heiligen‹ zusammen. So gerne! Es würde mir persönliche Freude machen. Aber – ich getraue mich nicht – ich brings nicht über mich (natürlich nur vor mir selber als Richter mein ich, nicht etwa vor der Welt). Ein paar so furchtbar abstract trockene Zeilen stören mich so sehr (mitten unter wahrer Poesie), zB.: »der die hohen Zeichen schuf« und »zu seinem Wesen beten« – Auch »angesichts von diesem Licht« ist nicht schön. Vielleicht verändern Sie mirs! Das wäre schön.

Herzliche Grüße Ihres Hofmannsthal

<sup>113</sup> Richard M. Meyer, *Die deutsche Litteratur des Neunzehnten Jahrhunderts*. 1.–4. Tsd. Berlin 1900, S. 921f.; er charakterisiert das »merkwürdige kleine Büchlein« als »lyrische Skizzensammlung«, über die »eine weiche, auch weichliche Stimmung gebreitet« sei. »Der Ton ist affektiert«; dennoch »gelingen hier Bilder, so ganz von einer fast einzuatmenden Luftschicht umgeben, so unnatürlich täuschend, daß wir uns selbst angesteckt fühlen und die Empfindungen dieser kranken Seele etwa beim Anblick einer eigenartig schönen Frau sich auf uns übertragen.«

<sup>114</sup> Hofmannsthal hat die quergenommene Rückseite der zweiten Seite von Taubes Manuskript »Der Heilige« beschrieben; das Doppelblatt ist aus einer Kladde mit liniertem Papier herausgelöst; kein Umschlag. Die zeitliche Einordnung an dieser Stelle ist unsicher angesichts von Taubes späterer »Heiligen«-Notiz auf dem Umschlag des folgenden Briefes vom 4. Februar 1908, aber wahrscheinlich, zumal er in seinen Erinnerungen die Feststellung: »Auf tote Stellen innerhalb der Gedichte, auf allzu gedankliche Wendungen, denen es an Bildhaftigkeit fehlte, pflegte Hofmannsthal mich unerbittlich aufmerksam zu machen« mit dem Zusatz verknüpft: »Es gab darüber zwischen uns einen fruchtbaren Briefwechsel, der bis in das folgende Jahr hinein <d. h. 1908> dauerte« (Begegnungen [wie Anm. 8], S. 43f.).

<sup>115</sup> Als sich in den vorangegangenen Monaten die Beziehung zum »Morgen« in höchst unerfreulicher Weise entwickelte, hatte Hofmannsthal mit Blick auf diese »peinliche Enttäuschung« Schröder am 5. August 1907 erklärt, »daß ich – bevor ich etwa den ›Morgen‹ scharf desavouiere – wenigstens in meinem ressort ein paar anständige Dinge gebracht habe von dir, von Rilke, von Carossa von dem ich viel halte, von Taube – das ist mir vor den Menschen und vor mir selber lieb und mildert das Peinliche für mich selber« (B II 366; dort fälschlich ins Jahr 1909 datiert; Teildruck in: BW Rilke, S. 174; hier nach der Handschrift korrigiert). Damals ist allerdings noch kein Gedicht Taubes im »Morgen« erschienen.

178 Klaus E. Bohnenkamp und Waldemar Fromm

## Der Heilige.

Nun kam aus stillen Tiefen seiner Wälder,  
Wo er gelauscht dem allerhöchsten Rat,  
Der Heilige am Saum der Weizenfelder  
Nach Jahren wieder in die Vaterstadt;

In seiner Heimat war er nicht vergessen,  
mit der Hand die Zeichen / Wunder / schuf  
Der Büsser, der die hohen Zeichen schuf,  
Mit Blinken<sup>116</sup> wie die dunklen Feueressen  
Mit  
Und einem schreckenden und strengen Ruf.

Nun aber mochte man ihn kaum erkennen,  
in seinem O  
So anders trug er sich im Heimatsort;  
Nichts schien ihn von den anderen zu trennen,  
Als nur das leisere verhaltene Wort,

Er ass, er trank, er lebte wie die andern,  
Er ruhte nächtlich, wie die Bürger, aus,  
Man sah ihn manchmal ohne Schämens wandern  
Zur Abendzeit nach einem letzten Haus

Doch wohnt es über ihm wie eine Klarheit,  
Wie eines inneren Lichtes Widerschein,  
Er mochte lügen, und es war doch Wahrheit,  
Und die Geburt aus seiner Kraft war rein.

Wie viele ihn auch schalten, ihn auch schmähten,  
solchem  
Sie mussten angesichts von diesem Licht

<sup>116</sup> Offenbar verschrieben statt: Blicken (wie im späteren Druck).

voller Demut zu ihm treten  
im Staube zu ihm  
Bereuen, und zu seinem Wesen beten;  
Und sie gedachten seines Wandels nicht.<sup>117</sup>

*Hofmannsthal an Taube*<sup>118</sup>

R.<odaun> 4 II <1908>

lieber Baron Taube – ich danke sehr für die neue Sendung und nun seien Sie mir nicht böse, nehmen Sie das Nachfolgende so rein und freundlich auf wie es in der Natur wohlgeborener und wohlgebildeter Menschen liegt auch das Negative aufzunehmen –: ich werde nur den »Tragsamen« bringen. Ich kann mich nicht zu einem der beiden andren entschliessen. Zwanzig mal hab ich den »Heiligen« in der Hand gehabt – und ich kann

<sup>117</sup> Auf demselben Blatt hat Taube nach drei Leerzeilen versucht, Hofmannsthal's Korrekturvorschlag der drittletzten Zeile umzusetzen: »Sie mussten alle wirr vor einem solchen/m Licht« – ein Versuch, den er in der Druckfassung zugunsten von Hofmannsthal's zweitem Vorschlag aufgeben wird: »Wie viele ihn auch schalten, ihn auch schmähten, / Sie mußten, sahen sie sein Angesicht, / Bereuen und im Staube zu ihm beten: / Und Sie gedachten seines Wandels nicht«. Auch die beiden anderen Besserungen Hofmannsthal's in der zweiten Strophe (»Der Büsser mit der Hand, die Zeichens schuf«) und in der dritten Strophe (»So anders trug er sich an seinem Ort«) wird Taube im Druck berücksichtigen: Gedichte und Szenen (wie Anm. 20), S. 52f.

<sup>118</sup> Ein Faltbogen (klein-oktav) und die abgetrennte Hälfte eines weiteren Faltbogens (klein-oktav), fünf beschriebene Seiten; mit Umschlag: SH / Baron Otto Taube / Weimar / Tiefurter Allée 3. Poststempel: RODAUN, 5.2.08. Von fremder Hand umadressiert: 6/2 nach Pallanza (Lago Maggiore). Auf der Rückseite: Nachs. nach Pallanza (Lago Maggiore) Grand Hotel / Italien. Poststempel: WEIMAR, Datum unleserlich; Ankunftsstempel: Pallanza (Novara) 8.2.08. Von Taubes Hand auf der Vorderseite die Blei-Notiz: »6 2. 08 / Heilige glossiert«. Dieser Wortlaut würde, analog zu Taubes Bemerkung auf dem Couvert vom 3. April 1907 (s. Anm. 81), eher zu Hofmannsthal's undatiertem vorangehenden Brief passen, doch hat sich Taube offenbar bei der später vorgenommenen zeitlichen Zuordnung getäuscht, da in diesem Fall Poststempel und Briefdatum übereinstimmen. Die Ablehnung des »Heiligen« muß jedenfalls vor dem Einzel-Druck des »Tragsamen« im »Morgen« am 13. März 1908 erfolgt sein. – Da Hofmannsthal das Schreiben an Taubes elterliche Anschrift nach Weimar gerichtet hatte, war für den Postboten nicht ersichtlich, ob mit »Baron Otto Taube« Vater oder Sohn gemeint war. Der Brief wurde daher an die Ferienadresse der Eltern in Pallanza weitergeleitet, wo Taube, der sich zum genannten Datum noch zum Studium in Jena aufhält, erst Anfang März eintreffen wird (Stationen [wie Anm. 7], S. 97f.; s. auch Kassner – Taube, unten S. 270).

180 Klaus E. Bohnenkamp und Waldemar Fromm

in kein glückliches Verhältnis dazu kommen. Es ist in diesen Gedichten (auch in dem letzten<sup>119</sup>) etwas Schweres, sehr Schweres versucht und meinem Gefühl nach, nicht gelöst.

Ich fühle den dichterischen Versuch, ich fühle kein Gedicht. Solche höchst geistige imaginäre Porträts müssen etwas unvergleichlich »saillantes«<sup>120</sup> haben, etwas unanzweifelbares, fast ungeheures in gewissen Wendungen – oder sie sind schwach.

Ich bin sehr streng, wie Sie sehen. Da die Sache aber so gar keine Bedeutung in der realen Welt hat – ich wirklich nur vor Gott und meinem Gewissen redigiere – wie sollte ich anders sein? – Ich fühle dass Sie mirs nicht nachtragen. Ihr

H.

P. S.

Ich fand in Ihrem Buch die freien Übertragungen aus den Laudi so sehr schön,<sup>121</sup> diese rein idyllischen Sachen voll substantieller, fast ehrbarer Poesie. Könnten Sie mir nicht von diesen noch etwa Ungedruckte geben??

*Hofmannsthal an Taube*<sup>122</sup>

<Rodaun, 16. Mai 1908>

Da ich Mitte April eine mindestens zweimonatliche Reise nach Griechen-

<sup>119</sup> Um welches dritte Gedicht – neben dem »Tragsamen« und dem »Heiligen« – es sich handelt, war nicht zu ermitteln.

<sup>120</sup> Nach französisch »saillant«: hervorragend, auffallend.

<sup>121</sup> In seinem Ende Dezember 1907 erschienenen Erstlingswerk »Verse« (s. oben Anm. 15) hatte Taube in »Buch V. Übertragungen« neben Übersetzungen aus dem Spanischen, Englischen (William Blake) und Italienischen (Giacomo Leopardi, Giosuè Carducci) drei Gedichte »nach dem Italienischen (aus den Laudi II) von Gabriele d'Annunzio« veröffentlicht (ebd., S. 106–108).

<sup>122</sup> Korrespondenz-Karte. Text und Unterschrift von fremder Hand, ebenso – von wiederum anderer Hand – die Adresse: Herr / Baron Otto Taube / Halle a. S. / Marthastrasse 27. Poststempel: RODAUN, 16.5.08; Ankunststempel: HALLE (Saale), 17.5.08. – Diese Meldung antwortet offenkundig auf eine – nicht erhaltene – Nachricht Taubes, die möglicherweise den Druck des »Tragsamen« oder die Ablehnung des »Heiligen« kommentiert, in jedem Fall aber die Übersiedlung nach Halle und die neue dortige Anschrift gemeldet hatte. Taube war,

land antrete muß ich bitten, Verzögerungen in der Erledigung meiner Correspondenz zu entschuldigen.<sup>123</sup>

Rodaun im April 1908.  
Hofmannsthal<sup>124</sup>

*Taube an Hofmannsthal*<sup>125</sup>

<München, 17. November 1921>

An  
Hugo von Hofmannsthal  
in steter und dankbarer  
Verehrung  
Otto Taube

München den 17. 11. 21.

nachdem er Jena zum Ende des Wintersemesters 1907/98 verlassen hatte, im April nach Halle gezogen, wo er in der Folge zwei gute Studienjahre verbringen wird; vgl. Stationen (wie Anm. 7), S. 149–154.

<sup>123</sup> Seine schon Ende 1907 im Verein mit Harry Graf Kessler und dem französischen Bildhauer Aristide Maillol geplante Reise nach Griechenland hatte Hofmannsthal am 25. April von Rodaun aus angetreten; am 28. schiffte er sich in Triest ein und trifft über Korfu und Patras am 1. Mai in Athen mit den beiden Freunden zusammen. Statt fünf bis sechs Wochen in Griechenland zu bleiben, entschließt er sich – angesichts persönlicher, auch gesundheitlicher, Schwierigkeiten und belastet von einer vorübergehenden Verstimmung mit Kessler – schon am vierten Tag zur Rückreise und verläßt, von Kessler bestärkt, Athen am 11. Mai. Wie auf dem Hinweg begibt er sich mit der Bahn nach Patras und weiter zu Schiff nach Triest und Venedig, ehe er am 21. Mai nach Rodaun heimkehrt. Vgl. die Dokumentation von Werner Volke, *Unterwegs mit Hofmannsthal. Berlin – Griechenland – Venedig*; in: HB 35/36, 1987, S. 50–104, bes. S. 65–87.

<sup>124</sup> Ein nächstes – indirektes – Zeugnis der Beziehung zwischen Hofmannsthal und Taube ist der in Hofmannsthals Bibliothek (Freies Deutsches Hochstift) erhaltenen gebliebene Band: Giovanni di Boccaccio, *Das Leben Dantes*. Erschienen im Insel-Verlag, Leipzig 1909: Deutsche Uebertragung von Otto Freiherrn von Taube. Titel, Initiale und Einband zeichnete F. H. Ehmcke. Gedruckt wurden in der Offizin Fr. Richter in Leipzig achthundert nummerierte Exemplare. Dies ist Nr. 108« (vgl. (Taube-Bibliographie Nr. 1068). Ehmckes schönes Titelblatt ist abgebildet in: Heinz Sarkowski, *Der Insel-Verlag. Eine Bibliographie. 1899–1969*. Frankfurt a. M. 1970, S. 36 zu Nr. 188. – Da eine Widmung fehlt, muß offen bleiben, ob es sich um ein Geschenk Taubes oder des Verlags oder um eine Erwerbung Hofmannsthals handelt.

<sup>125</sup> Handschriftliche Widmung auf dem Vorsatz von: *Die Löwenpranke / Roman / von / Otto Freiherrn von Taube / 1921 / Im Insel-Verlag zu Leipzig (Taube-Bibliographie Nr. 7)*

182 Klaus E. Bohnenkamp und Waldemar Fromm

lieber Baron Taube

ich stehe sehr in Ihrer Schuld. Es ist ein so schönes Buch das ich in München aus Ihren Händen empfang, ich habe es gleich in den nächsten Wochen in Berlin gelesen und mit so tiefem Vergnügen, und habe Ihnen bis heute nicht gedankt!<sup>128</sup>

(Freies Deutsches Hochstift). – Hofmannsthal hatte sich, kaum daß am 14. November »die letzten Zeilen am »Welttheater« niedergeschrieben waren (an Hermann Bahr, 14.11.1921, in: Meister und Meisterbriefe um Hermann Bahr. Ausgewählt und eingeleitet von Joseph Gregor. Museion. Veröffentlichungen der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien. Neue Folge. Erste Reihe. Erster Band. Wien 1947, S. 181), vom 16. bis 19. November 1921 mit seiner Frau Gerty nach München begeben, um mit Willy Wiegand und Ludwig Wolde das Vorhaben der »Neuen deutschen Beiträge« im Verlag der Bremer Presse »endlich ins Feste zu bringen«. Bei diesen gemeinsamen Freunden war er Taube wiederbegegnet und hatte, wie der Wortlaut des folgenden Briefes zeigt, das Buch in Empfang genommen. Vermutlich war dabei Taubes Mitarbeit an den Projekten der Bremer Presse besprochen worden; vgl. dazu oben S. 158f.

<sup>126</sup> Ein Faltbogen (klein-oktav), vier beschriebene Seiten; ohne Umschlag. Da Hofmannsthal Taubes neue Anschrift in Gauting nicht kennt, legt er den Brief am gleichen Tag einem Schreiben an Anton Kippenberg bei und fragt am 9. April beim Insel-Verlag nach, ob der Brief weitergeleitet worden sei. Offenbar noch ehe er die bestätigende Nachricht vom 13. April in Händen hält (BW Insel, S. 855), wendet er sich am 16. April ungeduldig an Willy Wiegand und Ludwig Wolde mit der Bitte: »Könnte einer von Ihnen so weit Verbindung mit Baron Taube gewinnen, um festzustellen, ob ein Brief von mir, worin ich ihm für seinen schönen Roman ausführlich dankte, und den ich mangels Adresse durch den Inselverlag an ihn gehen liess, jemals in seine Hände gelangt ist. Ich kann natürlich nicht erwarten, dass er mir für den Brief wieder dankt oder darauf antwortet, aber es läge mir aus einem andern Grund sehr viel daran, zu wissen wo er ist, um mit ihm direkte Verbindung zu gewinnen« (BW Wiegand, S. 64).

<sup>127</sup> Hofmannsthal hatte sich von Rodaun aus am 15. Februar 1922 »zur Erholung von einer Grippe« in Alt-Aussee »verkrochen«, um »die Kräfte des Gemütes« wiederzuerlangen (an Paul Zifferer, 8.2.1922: BW Zifferer, S. 136f.; an Samuel Fischer, 15.2.1922: Fischer-Almanach 87, S. 132f.). Von dort wird er rechtzeitig zur Wiener Erstaufführung seiner »Josephslegende« am 18. März nach Rodaun zurückkehren (vgl. BW Strauss [1978], S. 471f.).

<sup>128</sup> Von München war Hofmannsthal am 19. November 1921 nach Berlin gefahren (vgl. Thomas Mann, Tagebücher 1918–1921. Hg. von Peter de Mendelssohn. Frankfurt a.M. 1979, S. 555: 20.11.1921: »Hofmannsthals sind gestern Abend nach Berlin gereist, kehren in 10 Tagen zurück«). Hier nimmt er bis Anfang Dezember an den letzten Proben zur Premiere des »Schwierigen« am 30. November teil und führt mit Max Reinhardt Gespräche über das eben vollendete »Große Welttheater«, ehe er, mit erneuter Zwischenstation in München, am 14. Dezember nach Rodaun heimkehrt.

Die Tage damals waren mit unruhigem Vielerlei erfüllt, und Abend für Abend war es mir eine Freude zu dem Buch zurückzukehren, mit den eigenthümlichen anziehenden Gestalten zu leben und ihrem ersten Lebensweg zu folgen. Ich glaube Sie haben da ein sehr schönes Buch geschrieben, wenn ich es so direct aussprechen darf, ohne einer Ihrer näheren Freunde zu sein, lieber Baron Taube, doch wohl noch viel schöner als das frühere.<sup>129</sup>

Die Gestalten sind klar umrissen doch ohne jede Härte, die Erzählung schreitet gelassen fort und lässt einen doch nicht aus ihrem Bann, wunderschön abgewogen ist das Maß des Erzählten zum Maß des Gesprochenen – das Geistige und das Element der geschilderten Wirklichkeit halten einander das Gleichgewicht, man wird von einer zarten doch kräftigen Hand geführt bis an ein düsteres und doch nicht erdrückendes Ende.<sup>130</sup>

Wenn ich etwas sagen dürfte, so bezöge es sich auf eine nuance im Vorwalten des aristokratischen Elementes, ein kleines Vergehen gegen die dichterische Ahnung des Weltgleichgewichtes, zu gunsten dieses socialen Elementes, wovon ich betroffen war. Es ist aber nicht leicht, dies zu sagen, ohne breit zu werden: in einem der grossen Briefe Schillers über den Wilhelm Meister u. die aristokratische Welt darin findet sich eine Hindeutung auf Ähnliches.<sup>131</sup> – Ich glaube in Ihrem Buch schim-

<sup>129</sup> »Der verborgene Herbst«, Leipzig: Insel-Verlag 1913 (wie Anm. 22). Auch diesen Roman hatte Hofmannsthal, wie Taube versichert, »sehr freundlich aufgenommen« (Begegnungen [wie Anm. 8], S. 47), ohne daß schriftliche Zeugnisse vorlägen, welche über die hier und anderwärts geäußerten Vergleiche (s. auch S. 185 mit Anm. 132) hinausgingen.

<sup>130</sup> Cari Löwenpranke, der Protagonist des Romans, erschießt den Mann seiner Schwester Marie-Luise, die den nicht Standesgemäßen aus übertriebener Opferbereitschaft geheiratet hatte. Cari, ohne überführt zu sein, verläßt Europa und schiffet sich nach Mexiko ein, zwar nicht mit »bösem Gewissen« über die Tat, sondern »eher« mit einem »Frohlocken«: »Er hätte sie wieder getan« (a.a.O. [wie Anm. 125], S. 489f.)

<sup>131</sup> Vgl. Schillers umfangreichen Brief, den er nach der Lektüre des achten Buchs von »Wilhelm Meisters Lehrjahre« am 5. Juli 1796 an Goethe richtet. Dort heißt es u. a.: »Bei dem lebhaften Gefühl für die Vorzüge des Adels und bei dem ehrlichen Mißtrauen gegen sich selbst und seinen Stand, das er <Wilhelm Meister> bei so vielen Gelegenheiten an den Tag legt, scheint er nicht ganz qualifiziert zu sein, in diesen Verhältnissen eine vollkommene Freiheit behaupten zu können. [...] Wird er den Bürger je vergessen können, und muß er das nicht, wenn sich sein Schicksal vollkommen schön entwickeln soll? Ich fürchte, er wird ihn nie ganz vergessen; er hat mir zuviel darüber reflektiert, er wird, was er einmal so bestimmt außer sich sah, nie vollkommen in sich hinein bringen können« (Der Briefwechsel

merkt manchmal zu stark durch, dass der Dichter den point de vue der Figuren teilt, und ich glaube darin liegt ein kleines Vergehen auch gegen die Majestät des Geistigen und sogar künstlerisch eine kleine Schwäche (beinahe eine kleine Unfrommheit würde ich sagen, sicher, dass sie das Wort nicht missverstehen.) – Mit dieser kleinen Kritik habe ich mir aber vollends das Recht erkauft immer wieder u. sehr laut all das Gute von dem Buch zu sagen, das ich davon denke.<sup>132</sup>

Aufrichtig der Ihre  
Hofmannsthal

*Taube an Hofmannsthal*<sup>133</sup>

Gauting (Obb.) Gartenpromenade 18<sup>134</sup>  
30. 4. 1922<sup>135</sup>

Sehr verehrter Herr von Hofmannsthal!

Meine Antwort auf Ihren so lieben, so wohlthuenden Brief blieb so lange aus, weil ich, – Sie schrieben aus Aussee, – zweifelhaft geworden war, ob

zwischen Schiller und Goethe. Nach den Handschriften hg. von Hans Gerhard Gräf und Albert Leitzmann. Frankfurt a. M. 1964, S. 169ff.).

<sup>132</sup> In seinem Bücherbrief für Stefan Großmanns »Tage-Buch« vom 2. Dezember 1922 (Heft 48, S. 1667f.) wird Hofmannsthal das Buch knapp würdigen: »Der Roman [...] erschien mir fesselnd und gehaltvoll, wie schon vor Jahren des gleichen Verfassers ›Verborgener Herbst‹. Beide Bücher haben Haltung: sie sind aus einer ernsten Bestimmtheit der Lebensauffassung hervorgegangen, wovon der Reflex im Leser fühlbar wird; nicht häufig läßt sich dies von deutschen Romanen aussprechen« (GW RA II, S. 508). Mit Blick auf diese Kurzanzeige hatte Hofmannsthal am 26. November 1922 Anton Kippenberg mitgeteilt: »Ich habe inzwischen eine sich anbietende Gelegenheit genutzt, wenigstens mit ein paar Worten auf dieses ausgezeichneten und von der breiten Öffentlichkeit verkannten Autors neuen Roman hinzuweisen« (BW Insel, S. 887).

<sup>133</sup> Ein Faltbogen (oktav), vier beschriebene Seiten; ohne Umschlag.

<sup>134</sup> Taube hatte sich mit seiner Familie im Vorjahr »vor den Toren Münchens« in Gauting niedergelassen, »in einem echten Dorf, wie es Gauting damals noch war; das Haus, das wir bezogen, war noch im Bau« (Begegnungen [wie Anm. 8], S. 8; vgl. auch Maria von Taube, Von Bayern und Balten. Ein Kind zwischen Villenkolonie und Dorf. München 1998, S. 13ff.).

<sup>135</sup> Knapp vier Wochen zuvor, am 4. April 1922, hatte Taube per Aufnahmeurkunde des Bezirksamts Starnberg, I Nr. 1090 die bayerische Staatsangehörigkeit erhalten (Meldeunterlagen der Gemeinde Gauting; freundliche Auskunft von Frau Regine Hilpert-Greger, Gemeinde-Archiv Gauting).

Hugo von Hofmannsthal und Otto von Taube – Briefe 185

man Sie noch über Rodaun erreichte. Nun weiss ichs,<sup>136</sup>– und möchte Ihnen von ganzem Herzen danken, – für alles, auch für den Einwand. Es war mir eine grosse, – auch überraschende – Freude von starkem Glücksgefühl, von Ihnen ein solches Wort zu hören; – von einem der wenigen Meister, die ich als solche heute noch grade so verehere wie in den warmherzigen Jünglingsjahren. Mit der Zeit verändert sich ja der Blickpunkt; man tritt ferner; es ist, wie wenn man vom Gebirge geht; Vorberge, die aus der Nähe mächtig schienen, erweisen sich eben als Vorberge; die wirklichen Höhen aber erscheinen desto deutlicher.

Der Einwand, den Sie mir machten, hat mir viel zu denken gegeben. Ich meine, der grösste Unterschied zwischen dem »verborgenen Herbst« und den Löwenprankes ist der, dasz jenes Buch sich solch einen Einwand nie hätte zuziehen können. Der Herbst war »fromm«; ich halte ihn auch für das ethischere der beiden Bücher, glaube auch, dasz er trotz künstlerischer Unreife kraft eines gewissen inneren Wertes das langlebigere sein wird. Doch wüsste ich andererseits nicht, wie ich jene »Unfrommheit«, die ich als in den Löwenprankes vorhanden zugebe, hätte vermeiden können. Sie gehörte zum Bilde, das mir vorschwebte, gehörte zum Vorwurf.<sup>137</sup>

Augenblicklich treibe ich nun ganz andere Dinge. Die Zeit hat mich gezwungen, in einem Büro Anstellung zu suchen auf Grund meines fast schon von mir vergessen gewesenen Dr jur. Und so stehe ich denn

<sup>136</sup> Wahrscheinlich durch einen entsprechenden Hinweis Ludwig Woldes oder Willy Wiegands.

<sup>137</sup> Noch drei Jahrzehnte später erinnert sich Taube dieser Kontroverse: »Es muß unter meinen Papieren noch irgendwo der Brief sein, den er mir darüber schrieb; er warf dem Roman ›Unfrommheit‹ vor, was meinen Widerspruch erregte, weil ich in ›Unfrommheit‹ damals noch nichts Verwerfliches sah. Heute aber muß ich Hofmannsthal recht geben, wenn auch noch andere, freilich verborgene Tendenzen mitwirken. Reinhold Schneider hat sie in seinem Essay ›Adel‹ scharfsinnig aufgespürt und mir damit zur Wiederbejahung dieses Romans geholfen« (Begegnungen [wie Anm. 8], S. 47f.). In Schneiders Aufsatz (wie Anm. 25) vgl. besonders S. 474f. mit der Feststellung, daß »diesem Boden die Adelsromane Taubes <entstammen>: der lyrisch beschwingte ›Verbogene Herbst‹ und die unbarmherzig kritisierenden und aussagenden ›Löwenprankes: hier wird wirkliche Vornehmheit der Abkunft, des Geschlechts, des Wesens als tragisch isolierendes Geheimnis gerade innerhalb des Adels verstanden; die ganz wenigen Ebenbürtigen, eigentlich nur Geschwister, sind aufeinander angewiesen, während äußere Formen, wie etwa das Treiben der feudalen Korps, der verfallenden Gesellschaft als unadlig empfunden werden.«

im »Berufsleben«,<sup>138</sup> Die Musse gehört dem Garten. Heute, – Sonntag, – habe ich an 170 Tannen gepflanzt und den wilden Wein zur Hausberankung. Es ist vielleicht ganz gut, wenn die Literatur in mir Winterschlaf hält. – Jedenfalls komme ich immer mehr zur Auffassung, dasz man nicht lebt, sondern »gelebt wird«, dasz das aber auch kein Schade sei, weil das »gelebt werden« des bewussten Menschen »leben« des Unbewussten bedeute. Man vermeint mitunter, einzuschlafen. Aber – man ist nur instinctiver geworden.

Haben Sie nochmals vielen Dank. Es war eine selten grosse Freude, die Sie mir gemacht haben. Viele Empfehlungen Ihrer verehrten Frau Gemahlin und Ihnen von Ihrem stets treu ergeben<en>

Otto Taube

*Hofmannsthal an Taube*<sup>139</sup>

Bad Aussee  
in Steiermark  
den 5<sup>ten</sup> X. <1922>

lieber Baron Taube

ich bitte um Vergebung wenn ich, an den Juristen u. Beamten schreibend, doch den Dichter aus seinem Schlummer für einen Augenblick aufzustoören mich unterstehe.

<sup>138</sup> Inflation und der Verlust des ererbten Vermögens hatten Taube gezwungen, ab 15. Februar 1922 eine ihn deprimierende Anstellung als Jurist beim Bund der Auslandsdeutschen (BdA) anzunehmen, wo er, eigenen Angaben zufolge, die »Entschädigungsansprüche der im Ausland geschädigten Deutschen gegen den Staat zu vertreten« hat (vgl. Mosbach [wie Anm. 2], S. 185). Erklärtes Ziel des 1919 in Berlin gegründeten und in zahlreichen Landesverbänden und Ortsgruppen organisierten Bundes ist es, die Sonderinteressen der nach dem Ersten Weltkrieg nach Deutschland zurückgekehrten Deutschen wahrzunehmen und die Entschädigungsgesetzgebung der Weimarer Republik in deren Sinn zu beeinflussen. Der Bund wird 1939 von den Nationalsozialisten aufgelöst; vgl. Manfred Weißbecker, Bund der Auslandsdeutschen, in: Lexikon zur Parteiengeschichte. Bd. I. Köln 1983, S. 202–209.

<sup>139</sup> Zwei Oktav-Blätter, jeweils beidseitig beschrieben; mit Umschlag: S. H. / Otto Freiherrn von Taube / Gauting / nächst München, Marke mit Poststempel abgelöst. Auf der Vorderseite Blei-Notiz von Taubes Hand: »Über Beiträge«. In seinen Erinnerungen an Hofmannsthal wird sich Taube auf diesen und die folgenden Briefe beziehen, wenn er erklärt: »Bald schon wurde ich von Hofmannsthal zur Mitarbeit an den ›Bremer Beiträgen‹ eingeladen, und wieder entstand zwischen uns ein belebter Briefwechsel« (Begegnungen [ wie Anm. 8], S. 46). Den falschen Titel der Zeitschrift – statt »Neue deutsche Beiträge« – leitet Taube offensicht-



Abb. 2: Otto von Taube um 1924  
(Maria von Taube)

Ich hoffe es ist Ihnen auftragsgemäss das erste Heft einer kleinen bescheidenen und ernsthaften Zeitschrift zugegangen, die ich im Verlag der Bremer Presse herausgebe.<sup>140</sup> Es wird Sie nicht erstaunen dass Sie unter den wenigen lebenden Autoren sind, die ich mir zu Mitarbeitern wünsche. Vielleicht, so schwebt mir vor, kann mein Wunsch in Erfüllung gehen, ohne Ihnen irgend Mühe zu machen. Vielleicht werfen Sie mir zu liebe einen Blick auf das was ich »Miscellen«<sup>141</sup> benannt habe. Hier vor allem würde ich Sie so gern mir zum Helfer erbitten: hier geht der Appell nicht nur an den Dichter, sondern auch an den Mann von umfassender Cultur – das Wort im schönen älteren Sinne gebraucht. Was Ihnen je der Mühe wert schien, an Anekdoten aufzuzeichnen, Familienzügen, Historisches, ein schönes Wort, das Sie irgendwo fanden, was Sie in Geschichtbüchern, in Briefsammlungen des Anstreichens oder gar – wenn Sie sind wie ich – des Excerptirens wert fanden – teilen Sie mir davon mit, und Sie werden mich zum grössten Dank verpflichtet haben. Lassen Sie mich nicht vergeblich bitten, mein ganzes Ziel ist, ein paar hundert Menschen, die des ideologischen Wirredens Müde<sup>142</sup> sind, ein gehaltvolles Vergnügen zu bereiten.<sup>143</sup> – Noch eines: ich las irgendwo,<sup>144</sup> und zu meiner

lich aus dem Namen des Verlags der »Bremer Presse« ab; er benutzt ihn nicht nur in seinen Erinnerungen, sondern auch im Brief an Hofmannsthal vom 18. September 1926 (S. 214) – ein Lapsus, den Mosbach in ihrer Dissertation beharrlich wiederholt (wie Anm. 2, S. 178f. u. ö.).

<sup>140</sup> Das für Juli 1922 vorgesehene und so auch im Impressum datierte Erste Heft der »Neuen deutschen Beiträge« war, zu Hofmannsthals Leidwesen, erst im September ausgeliefert worden (vgl. BW Wiegand, S. 69). Es enthält als bedeutendes Eingangsstück den Erstdruck des »Salzburger Großen Welttheaters«, das am 12. August 1922 bei den Salzburger Festspielen uraufgeführt worden war. Wenn Hofmannsthal am 1. Oktober 1922 bei Willy Wiegand Belegexemplare für verschiedene Personen anmahnt, fehlt Taubes Name ebenso wie an anderen zugehörigen Stellen der Korrespondenz.

<sup>141</sup> Das Heft bietet auf den Seiten 151–170 folgende »Miscellen«: Aus den »Fragmenten« von Novalis; Über die bildende Nachahmung des Schönen von Karl Philipp Moritz. (aufgezeichnet von Goethe); Heinrich von Kleist über seinen Freund Ludwig von Brockes; Hirtenspiel in Kärnten von Max Mell.

<sup>142</sup> Wohl verschrieben statt: müde.

<sup>143</sup> Die Ziele seiner neuen »Unternehmung« hatte Hofmannsthal in einem »Vorwort« zum genannten Ersten Heft der Zeitschrift dargelegt (vgl. oben S. 159 mit Anm. 53) und die »Beiträge« als »Beiträge zum geistigen Leben der Nation« angekündigt: »man dürfte beinahe auch sagen: zu einem besonnenen und erhöhten Dasein« (a.a.O., S. 4–6: GW RA II, S. 197–199).

<sup>144</sup> Fundort nicht ermittelt.

großen Freude, Sie hätten eine Übersetzung des ›standhaften Prinzen‹<sup>145</sup> beendet – wo nicht gar schon publiciert. Würden Sie mir ein Exemplar davon, wenn auch nur für kurze Zeit, anvertrauen? So würde ich hoffen, Reinhardt, sobald er in Wien Fuß gefasst hat, zu einer Aufführung zu bewegen – da er das Stück aufs Höchste bewundert, bisher nur durch das Fehlen einer würdigen Übersetzung zurückgehalten war.<sup>146</sup>

<sup>145</sup> Taubes noch ungedruckte Übertragung wird, als Manuskript vervielfältigt, erst »um 1946« im Münchner Theaterverlag und Bühnenvertrieb von Kurt Desch erscheinen: »Don Pedro Calderon de la Barca, Der standhafte Prinz. Bearbeitet und mit Anmerkungen von Otto von Taube« (Taube-Bibliographie Nr. 1123). Hier hatte Taube versucht, die »seitenlangen Monologe auf kurze Strophen zusammenzuziehen«, »unter möglichster Beibehaltung des spanischen, von unseren Trochäen nicht wiederzugebenden Rhythmus« (Otto von Taube, Befruchtung oder Überschwemmung. Wie wirkt die Übersetzung in Deutschland? Eine Umfrage des »Literarischen Deutschland«; in: Das Literarische Deutschland. 1. Jg. Nr. 2: 20.11.1950, S. 9 [Taube-Bibliographie Nr. 746] = Vom Übersetzen; in: Ausgewählte Werke. Hamburg 1959, S. 301), eines Rhythmus, den auch Hofmannsthal am 8. November 1922 hervorhebt (s. S. 195). Noch Jahrzehnte später wird Taube seine Entscheidung, »den vierfüßigen Trochäus« – welchen »außer Hofmannsthal« nur Grillparzer »zu meistern« gewußt habe – nicht nachzuahmen, Carl J. Burckhardt gegenüber am 9. November 1957 mit dem Hinweis begründen: »Ich habe, die spanische Theatersprache seit meinem Madrider Aufenthalt im Ohr, das Deutsche dem Spanischen phonetisch nachzubilden gesucht« (Carl J. Burckhardt – Otto von Taube, Briefwechsel; in: Ensemble. Internationales Jahrbuch für Literatur. Bd. 6. München 1975, S. 108). Diesen Grundsatz befolgt er in allen seinen Calderón-Übersetzungen. Als erste war 1923 die unter dem Eindruck des Spanierlebnisses von 1912 begonnene und »in Ruhestunden während des Ostfeldzuges 1915« entstandene Bearbeitung des »Alcalde de Zalamea« erschienen, unter dem »richtigen« Titel »Der Schulze von Zalamea«, den Taube im ausführlichen »Nachwort in Gestalt einer Rechtfertigung« ebenso erläutert wie die Wahl des Versmaßes und die als nötig erachteten Eingriffe in den spanischen Text, damit »Calderon uns lebendig erstehe« (Insel-Bücherei Nr. 354: Taube Bibliographie Nr. 1111). Als das Stück unter dem »gewohnten Titel« »Der Richter von Zalamea« in der Spielzeit 1939/40 in München aufgeführt wird, erörtert Taube abermals seine Prinzipien in einem eigens verfaßten Beitrag »Zur Verdeutschung von Calderons ›Richter von Zalamea‹« (in: Bayerisches Staatsschauspiel München. Das Programm. Hg. von Alexander Golling. Spielzeit 1939/40. Heft 4, Januar 1940, S. 40–42; nicht in der Taube-Bibliographie verzeichnet). 1936 folgt die Bearbeitung der »Dame Kobold«; 1936 die der »Dame des Gomez Arias« und 1946 »Die Andacht zum Kreuze«; die beiden ersten veröffentlicht »Der junge Bühnenvertrieb. Ralf Stayer« in Leipzig, das letzte wird, ebenso wie der »Standhafte Prinz«, als Manuskript vervielfältigt und vom Münchner »Zinnen-Verlag. Kurt Desch« betreut (Taube Bibliographie Nr. 1117, 1118, 1122). Neben Calderón übersetzt und bearbeitet Taube auch Lope de Vegas Komödie »Die Prinzessin von Leon« (Leipzig 1936: Taube-Bibliographie Nr. 1119).

<sup>146</sup> Hofmannsthals Interesse am »Standhaften Prinzen« erwächst aus der eigenen jahrzehntelangen Beschäftigung mit Calderóns Dramen. Er hat, wie Taube in seinem Vortrag »Hugo v. Hofmannsthal, der Dichter Europas« unterstreicht, »nicht nur Calderons Dame Kobold

Max Mell ist einer der wenigen Litteraten, dessen Urteil ich so ernst nehme wie mein eigenes; umso mehr freute es mich, mich mit ihm auch in der Bewunderung für Ihren Roman einig zu finden. Eine kurze aber gewiss gehaltvolle Anzeige davon, die er in einem Wiener Blatt hat drucken lassen,<sup>147</sup> veranlasse ich ihn, binnen kurzem durch die Insel an Sie zu schicken.

Ich bin stets und aufrichtig der Ihre  
Hofmannsthal

bearbeitet, er hat sich tief in den Geist der spanischen Autos versenkt, aus deren Geist seine Mysterienspiele entsprossen sind« (wie Anm. 66, S. 21). Als »Jünger des allerchristlichsten Dichters Calderon« wendet er sich 1901 dem »Leben ein Traum« zu, das er, nach mehrfachen Anläufen, im Juni 1920 zu vollenden gehofft und schließlich zugunsten des »Turm« aufgegeben hatte (vgl. SW XV Dramen 13, S. 5–33; S. 157–161). Die 1918 abgeschlossene Bearbeitung der »Dame Kobold« war 1920 als erster Band einer Folge von »Dramen des Calderon, teils in getreuer, teils in freier Übertragung« bei S. Fischer erschienen. Das Stück, am 3. April 1920 unter Max Reinhardt in Berlin uraufgeführt, wird elf Tage nach diesem Brief, am 16.10.1922, im Rahmen eines Reinhardt-Gastspiels im Wiener Redoutensaal gegeben. Eine Neuinszenierung gehört dann am 16. April 1924 zu jener Vorstellungssuite, mit der Reinhardt seine neue Wiener Spielstätte, das »Theater in der Josefstadt«, eröffnet (vgl. SW XV. Dramen 13, S. 35–154; S. 300f.). Im Hinblick auf eben dieses Theater bemüht sich Hofmannsthal, einen Spielplan für Reinhardt zu entwerfen (siehe seinen Brief an Taube vom 13.1.1923, unten S. 206), in dem naturgemäß auch Calderón vertreten sein soll (vgl. die wiederholten Hinweise auf den Spanier als Bestandteil jeden gültigen Spielplans in: GW RA II, S. 257, S. 259 u. ö.; siehe auch die nachgelassenen Aufzeichnungen über ein »Repertoire« aus dem Jahr 1924/5: GW RA III, S. 173–175). Zudem dürfte in diesem Zusammenhang nachwirken, daß nur wenige Monate zuvor, am 12. August 1922, in der Kollegienkirche zu Salzburg »Das Salzburger Große Welttheater« seine künstlerisch wie materiell äußerst erfolgreiche Uraufführung erlebt hatte; ein Stück, dessen »das Ganze tragende Metapher« von Calderóns »Großem Welttheater« entlehnt ist samt dem Titel und den sechs handelnden Gestalten (SW X Dramen 8, S. 7).

<sup>147</sup> Gemeint ist die mit »I« gezeichnete Besprechung »Neue Romane« im »Wiener Mittag« vom 30. August 1922, in der es heißt: »Hier ist ein Schriftsteller; und ein so guter, wie wir nicht viele haben. Sein Deutsch hat romanische Klarheit; ist fester, muskulöser als das Thomas Manns. Innerer und so auch äußerer Aufbau des Werkes ist von reiner Künstlerschaft; die Idee des Künstlers etwa im Sinne d'Annunzios vorschwebend, an dessen Romane dieser an Statur erinnert: wie ja vielfältige Neigung zum Süden bekundet ist, zum modernen Italien, dessen Wesen und Werden – der Tripolisfeldzug spielt herein – eindringlich erfaßt erscheint. Das Buch ist ungewöhnlich, gar in der gegenwärtigen deutschen Produktion. Es hat Welt.« Auf diese »liebvolle Anzeige im »Wiener Mittag«, unterzeichnet Max Mell (im August oder September dieses Jahres)«, weist Hofmannsthal am 26. November 1922 auch Anton Kippenberg hin (BW Insel, S. 887).

Hugo von Hofmannsthal und Otto von Taube – Briefe 191

lieber Baron Taube

es ist schön wenn einem ein Mann den man hochschätzt plötzlich unerwartet so ganz nahe ist, dass man lächeln möchte. So gieng es mir mit Ihnen vor 8 oder 10 Tagen, als das Inselfschiff eintraf und ich darin Ihre Vorrede zu den schönen Auszügen aus dem Marcos von Obregon fand.<sup>149</sup> Aber es mischte sich etwas Neid ein. Das, genau das – nicht die Auszüge allein, sondern den Bezug aufs Absolute, auf uns, den Sie diesen Auszügen durch gerade diese so anmutige als gehaltreiche Vorrede gegeben hatten – genau das ists ja was ich mir für die ›Miscellen‹ meiner Zeitschrift erträume, was ich von der Hand der Wenigen mir Nahen und Werten – aber nicht dass ich mich vereinsamter fühlte als vor zwanzig Jahren, nein heute viel weniger einsam, viel fähiger auch zu einer Geselligkeit – empfangen und wieder empfangen möchte.<sup>150</sup>

<sup>148</sup> Zwei Oktav-Blätter, mit Abrißspuren am oberen Rand; vier beschriebene Seiten; mit Umschlag: S.H. / Otto Freiherrn von Taube / Gauting / bei München / Poststempel wegen einer abgelösten Marke nur zur Hälfte lesbar: <Ba>d Aussee <xxxx> 22. Am linken Rand Blei-Notiz von Taubes Hand: »Obregon im Inselfschiff«.

<sup>149</sup> Die Weisheit des Marcos von Obregon. Ausgezogen aus dem Roman des Vicente Espinel »Die Lebensgeschichte des Escudero Marcos von Obregon«. Aus dem Spanischen übertragen und mit einer dreifachen Anrede versehen von Otto Freiherr von Taube; in: Das Inselfschiff. Dritter Jahrgang, Sechstes Heft: August 1922, S. 257–270 (Taube-Bibliographie Nr. 1110). Die von Taube auf den 20. Dezember 1920 datierte »dreifache Anrede« ergeht: »An das Buch, meinen Sohn und den Leser«. Gerade durch die Hinwendung zum Sohn Otto Christian, der, geboren am 20. Dezember 1919, »heute sein erstes Lebensjahr vollendet« (a.a.O., S. 258), gewinnt die Vorrede eine über das Persönliche ins Allgemeingültige ausgreifende Dimension. Hofmannsthal, dessen Bemerkungen »Zu einer Übertragung tschechischer und slowakischer Volkslieder« in selben Heft erscheinen (ebd., S. 226–230 = GW RA II, S. 165–168), schreibt am 26. November 1922 an Anton Kippenberg: »Aus der Zahl der Beiträge im letzten Inselfschiff aber möchte ich den von Taube hervorheben der mir als ein selten schönes gehaltvolles und graziöses deutsches Prosastück erscheint« (BW Insel, S. 886f.).

<sup>150</sup> Taube erinnert sich noch nach Jahren dieses Briefes und schreibt: »Meine kleine Veröffentlichung im Augustheft des Inselfschiffes 1922 – eine Auswahl von Gedanken aus Espinels ›Marcos von Obregon‹, mit einer Einführung dazu – hatte ihm gefallen. Er mußte hieraus wohl verspürt haben, woran mir lag; in die reißende Flut von Revolution und Verwahrlosung unserm Deutschtum zuliebe feste Blöcke zu schleudern, damit man, über sie hinschreitend, an das andere Ufer gelange. Jene ›Blöcke‹ glaubte ich auch in den Werken der Alten zu finden, die ihre Zeit durch Zucht hatten bilden helfen. Da Zucht und Form unzertrennlich sind und diese, eher als bei uns, bei Romanen zu finden ist, übersetzte ich damals mit Vorliebe aus den südlichen Sprachen. So war ich auf Espinel verfallen, den ich

Tags darauf kam Ihr guter und schöner Brief.<sup>151</sup> Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Alles was er ausspricht. (Auch Freundliches und Gütiges aufzunehmen und mir zu eigen zu machen, bin ich heute viel fähiger als vor zwanzig und vor zehn Jahren.) – Die Auszüge aus dem G. B. Vico sind sehr schön;<sup>152</sup> es ist wohl um solcher Stellen willen dass Croce ihn so geistreich mit Hamann verglichen hat.<sup>153</sup> Ich werde auch diese Auszüge, wenn Sie es erlauben, einmal bringen. Aber für diesmal – denn sie sind doch ein wenig abstract, ein wenig deutsch gerade für einen Italiener – bin ich noch nach Anderem begierig, das Sie mir so bescheiden erwähnen. Erreichen Sie doch dass der Freund<sup>154</sup> das Manuscript des ›Corteg<g>iano<sup>155</sup> zurückgibt und lassen mich dieses haben! und darf ich nicht das ›imaginäre Porträt<sup>156</sup> sehen und vielleicht bringen?

Ich übersiedle in wenigen Tagen nach Rodaun:<sup>157</sup> lassen sie mich dort

heute noch nächst Cervantes für den bedeutendsten Prosaisten des klassischen Spaniens halte« (Begegnungen [wie Anm. 8], S. 46f.). Espinels mythisch-utopische Ansichten treffen sich mit Taubes Verständnis von Adel und Edelmann, und so nutzt er Zitate des Spaniers, wenn er am 2. November 1922 in einem unveröffentlichten Brief an Erwein Freiherrn von Aretin seine Hinwendung zu Hitler mit dem Argument verteidigt: »Wer, wie Hitler, dem Adel alter Zeiten soviel Schönes nachsagt, wer ausserdem den Adel nicht leugnet, sondern Forderungen an ihn hat, dass er [...] das Schönste und Edelste im Volke wäre, – mit dem werde ich wohl zusammengehen können« (zitiert bei Mosbach [wie Anm. 2], S. 178; dies., Die Ohnmacht der Verzweiflung. ›Innere Emigration‹ am Beispiel Otto von Taubes; in: Die totalitäre Erfahrung. Deutsche Literatur und Drittes Reich. Hg. von Frank-Lothar Kroll. Berlin 2003, S. 55–74, hier S. 66).

<sup>151</sup> Brief und Beilage (Vico) sind nicht erhalten.

<sup>152</sup> Giambattista Vico (1668–1774), italienischer Geschichts- und Rechtsphilosoph; Benedetto Croce, Mitherausgeber von Vicos Gesamtwerk (1914–1941), sieht in ihm den Begründer der Geschichtsphilosophie. Die genannten Auszüge – es bleibt offen, aus welchem der zahlreichen Werke Vicos – erscheinen weder in Hofmannsthals »Beiträgen« noch an anderer Stelle. Taube erwähnt sie in seinen Erinnerungsbüchern nicht; auch im schriftlichen Nachlaß fehlt jede Spur.

<sup>153</sup> Vgl. Benedetto Croces Studien »Hamann e Vico« und »La ›Metacritica‹ dello Hamann contro la critica kantiana«; aufgenommen in den Sammelband »Saggio sullo Hegel, seguito da altri scritti di storia della filosofica«. Bari 1913, S. 317–323; S. 291–315; s. auch: Sossio Giannetta, Hamann nella considerazione de Hegel, Goethe, Croce. Napoli 1984, bes. S. 34ff.

<sup>154</sup> Nicht ermittelt.

<sup>155</sup> Vgl. dazu Anm. 164.

<sup>156</sup> Nichts Näheres ermittelt.

<sup>157</sup> Hofmannsthal kehrt am 29. Oktober von Aussee nach Rodaun zurück.

die willkommene Sendung finden – ich will mit dem Fertigstellen des Hefes so lange warten!<sup>158</sup>

Der Ihre aufsherzlichste  
Hofmannsthal

P.S.: Ich hoffe dass das zweite Heft schöner werden soll als das erste, nicht unerster und doch lebensvoller u. farbenreicher!<sup>159</sup>

Bitte schreiben Sie mir doch immer mit der Maschine u. verzeihen meine Handschrift. Meine Tochter ist abgereist!<sup>160</sup>

*Hofmannsthal an Taube*<sup>161</sup>

Rodaun bei Wien, 8. XI. 1922

Sehr geehrter Baron Taube,

Nicht nur Ihren freundlichen Brief mit den Auszügen<sup>162</sup> aus Bembo<sup>163</sup>

<sup>158</sup> In diesem Sinne wartet Hofmannsthal bis zum 23. November 1922, an welchem Tag er Willy Wiegand erklärt, mit den beiliegenden Texten von Kassner und Schröder sei »Heft 2 complet« (BW Wiegand, S. 72). Das Heft wird, im Impressum auf »Februar 1923« datiert, im Laufe des März ausgeliefert.

<sup>159</sup> Es enthält – neben den »Miscellen« – den Ersten und Zweiten Aufzug von Hofmannsthal's »Turm«, Schröders großes Gedicht »Die Heimkehr«, »Zwei Anmerkungen zu den Reden Buddhos« aus Karl Eugen Neumanns Nachlaß sowie Rudolf Kassners Essay »Das Gottmenschentum und der Einzelne«.

<sup>160</sup> Christiane von Hofmannsthal (1902–1987) hatte seit geraumer Zeit anstelle der Mutter die Aufgabe übernommen, Hofmannsthal's Briefe nach Diktat mit der Maschine zu schreiben. Sie war kurz vorher zu einem mehrmonatigen Aufenthalt nach Berlin aufgebrochen; vgl. TB Christiane, S. 113, S. 132ff.

<sup>161</sup> Ein Quart-Blatt, beidseitig mit Maschine beschrieben, mit eigenhändiger Unterschrift; typierter Umschlag: Baron Otto Taube / Gauting b. München / Gartenstrasse (handschriftlich korrigiert zu: <Garten>promenade 18). / Hofmannsthal, / Rodaun b. Wien. Marke – mit Poststempel – ausgerissen. Auf der Vorderseite von Taubes Hand: »Bembo, Castigli<one> / Obregon 1922«.

<sup>162</sup> Brief und die erwähnten Beilagen sind nicht erhalten.

<sup>163</sup> Pietro Bembo (1470–1547), italienischer Dichter und Humanist. Die Proben von Taubes Übertragung aus – das zeigt Hofmannsthal's folgende Bemerkung über den »platonisierenden Bembo« – Bembo's Dialogen »Asolani« über die himmlische und die irdische Liebe aus dem Jahre 1505 sind nicht überliefert; die Taube-Bibliographie erwähnt sie weder unter gedruckten noch nachgelassenen Arbeiten. Taube selbst erinnert sich: »Ich sandte an Hofmannsthal übersetzte Bruchstücke aus Castigliones »Corteggiano« <s. die folgende Anm.> und aus

und Castiglione<sup>164</sup> habe ich in Händen, sondern seit gestern Abend auch die Calderonübersetzung, in der noch nachts lesend ich von dem Rhythmischen völlig bezaubert war und überlege ob ich nicht im dritten Heft der Beiträge mit ihrer Erlaubnis einige Stellen daraus bringen sollte. Das Gespräch mit Reinhardt hierüber hoffe ich in einer ruhigen Stunde dieses vielbeschäftigten merkwürdigen Menschen hier bald zu führen.<sup>165</sup>

Dass ich mit Ihrer Gemahlin in dem freudigen Urteil über Ihre Einleitung zum Marcos von Obregon und zu der Blütenlese so völlig übereinstimme, freut mich sehr. Meiner Zeitschrift danke ich nun unter anderen freundlichen Dingen diesen lebendigen und gleichsam selbstverständlichen Verkehr mit Ihnen. Nun möchte ich Sie mir so nahe, vielmehr ich weiss Sie mir so nahe, dass Sie es ohne den geringsten Effort verstehen werden warum ich, der ich nach jenem spanischem Excerpt<sup>166</sup> so äusserst begierig wäre, doch zögere die italienischen Auszüge in den Beiträgen zu bringen. Dort war alles Gestalt, hier besonders bei dem platonisierenden Bembo führt alles aus einer supponierten Gestaltwelt die uns aber nicht

Bembos ›Asolani‹. Doch weder diese noch andere Einsendungen vermochten seine hohen Anforderungen zu befriedigen« (Begegnungen [wie Anm. 8], S. 47).

<sup>164</sup> Baldassare Castiglione (1478–1529), italienischer Dichter und Diplomat. In seinem ›Cortegiano‹ zeichnet er in lebendigen Dialogen die Gestalt des idealen Hofmannes und bestimmt damit maßgeblich das Menschenbild der Renaissance. In diesem Sinne erwähnt Taube das von ihm ›noch heute geliebte Buch‹ in seinen ›Stationen‹ (wie Anm. 7, S. 124, S. 205), und auch im ›Nachwort‹ zu Balthasar Gracians ›Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit. Nach der Übersetzung von Arthur Schopenhauer neu herausgegeben von Otto Freiherrn von Taube‹ (Insel-Bücherei Nr. 423. Leipzig 1931: Taube-Bibliographie Nr. 1114) rühmt er im Buch ›die hohe Freudigkeit und den Schwung der noch im Aufstieg befindlichen Renaissance: die Überschrift ›Der Hofmann‹ drückt viel zu wenig aus: es wird nicht nur das Bild des vollendeten Hofmanns gegeben, sondern das des vollendeten Mannes überhaupt, des Beherrschers des Lebens wie seiner selbst, des Mannes von Gehalt zugleich und von Glanz‹ (ebd., S. 100–102).

<sup>165</sup> Zu einem solchen Treffen kommt es wenig später; am 13. November 1922 schreibt Hofmannsthal an Paul Zifferer, er habe ›vorgestern nachts mit Reinhardt‹ Zifferers Vorschläge für ein Reinhardt-Gastspiel in Paris besprechen können (BW Zifferer, S. 152f.). Ob dabei oder während der folgenden Tage Taubes Calderón-Übersetzung zur Sprache kommt, ist nicht belegt; immerhin bleibt Hofmannsthal mit Reinhardt ›bis Mitte Dezember in ziemlich unmittelbarer Communication‹ (BW Zifferer, S. 154: 20. XI. 1922); auch Christiane von Hofmannsthal notiert im Tagebuch unter dem 12. November 1922: ›Im Kaffeehaus mit Reinhardt [...] u. Eltern‹ (TB Christiane, S. 113).

<sup>166</sup> Gemeint sind – laut Taubes Notiz auf dem Briefumschlag (s. Anm. 161) – die Auszüge aus ›Marcos von Obregon‹ (vgl. Anm. 149).

mehr vor Augen kommt ins Gedankliche. Löse ich mir da das Element aus dem ich meine Zeitschrift aufbauen will nicht recht eigentlich auf? Wüsste ich nur, dass ich Sie dadurch nicht im Leisesten entfremde und dass ich bald, ja balder als bald wieder etwas von Ihrer Hand erhalte, und wären es auch nur von einem Commentar umrankte Auszüge, so würde ich Sie bitten, in diesem Sinn, das italienische Manuskript zurückzunehmen.

Auf die Familienbriefe und Erinnerungen so schöner und besonderer Herkunft<sup>167</sup> machen Sie mich mehr als begierig. Wenn Sie aber die Correspondenz über den Vetter in Dorpat<sup>168</sup> leiten, muss ich dann nicht fürchten, dass sich etwa noch gar durch die Briefscheu eines solchen einsamen Herrn alles ganz ins Unendliche zieht? Aber machen Sie es wie Sie wollen, nur helfen Sie mir dazu.

Ich bin und bleibe Ihnen aufs Freundlichste verbunden  
Hofmannsthal

*Hofmannsthal an Taube*<sup>169</sup>

Rodaun 9 XII 22

lieber Baron Taube

ich danke Ihnen abermals aufs allerherzlichste:<sup>170</sup> es erwärmt mich wahrhaft wie Sie sich zu meiner kleinen bescheidenen Unternehmung stellen. So fühlt man doch dass was man tut einigen Menschen nach dem Sinn ist – es sind die Menschen die zu gewinnen oder zu behalten einem selber der Mühe wert erscheint, somit ist alles gut.

Die Keyserlingschen Aufzeichnungen<sup>171</sup> nehme ich mit dankbarer Freude und gutem Vorgefühl entgegen u. lese sie in der nächsten ruhi-

<sup>167</sup> Vgl. unten Anm. 171.

<sup>168</sup> Nicht eindeutig zu bestimmen; nach einer Vermutung Freiin Maria von Taubes könnte Theodor Baron von Hahn gemeint sein.

<sup>169</sup> Ein Quart-Blatt, beidseitig beschrieben; mit Umschlag: Otto Freiherrn v. Taube / Gauting / bei München // Hofmannsthal / Rodaun bei Wien. Poststempel: RODAUN, 9. XII. 22. Am linken Rand Blei-Notiz von Taubes Hand: »Beiträge«.

<sup>170</sup> Taubes vorangehendes Schreiben samt Anlage ist nicht erhalten.

<sup>171</sup> Fraglos handelt es sich um Auszüge aus den, wie Taube 1937 erklärt, »von Hand zu Hand gehenden, ausführlichen und reizenden Erinnerungen« seiner Tante, der Gräfin Henriette Keyserling, Schwester Eduard von Keyserlings, an ihr Elternhaus in Tels-Paddern (Otto von

gen Stunde. – Nun aber Herr von Scheffler – ich fühle dass dies einer der Männer ist wie ich sie brauche!<sup>172</sup> Dass es Männer über 60 sind – in diesem Fall wie im Fall Rang,<sup>173</sup> im Fall Robert Vischer<sup>174</sup> von dem ich

Taube, Baltischer Adel. Einführung in: Das Buch der Keyserlinge. An der Grenze zweier Welten. Lebenserinnerungen aus einem Geschlecht. Berlin 1937, S. 9–69, hier S. 58). Taube wird die Papiere – zusammen mit Erinnerungen der Freifrau Sophie von Hahn im Dezember 1924 einer breiteren Öffentlichkeit vorstellen und Auszüge daraus zitieren (»Unveröffentlichte kurländische Erinnerungen«, in: Deutscher Wille. 4. Jahrg. Nr. 14: Berlin, 15.12.1924, S. 393–395; Taube-Bibliographie Nr. 90), ehe er sie 1949 unter dem Titel »Frühe Vollendung. Das Leben der Gräfin Marie Keyserling in den Erinnerungen ihrer Schwester« herausgeben wird (Taube-Bibliographie Nr. 1138; vgl. Kassner–Taube, unten S. 335f.); s. auch Hofmannsthals Brief vom 26. Dezember 1922 und Taubes Antwort vom 8. Januar 1923: unten S. 200, S. 201f.

<sup>172</sup> Ludwig von Scheffler, geb. 1852, Privatgelehrter in Weimar, ehemals Schüler Jacob Burckhardts und Friedrich Nietzsches in Basel. Er veröffentlichte das von Taube hochgeschätzte Buch »Michelangelo. Eine Renaissancestudie« (Altenburg 1892) und besorgte – zusammen mit Georg von Laubmann bzw. Paul Bornstein – die maßgeblichen Ausgaben der Tagebücher und Briefe des Grafen August von Platen (Stuttgart 1896 bzw. München 1911–1914). Der Plan einer großen Werk-Ausgabe Platens wurde durch einen fahrlässigen Brand seiner Bibliothek zunichte: »Seitdem war er zerbrochen; er hat nichts Großes zu leisten mehr Kraft gehabt. Doch all die Jahre, die er noch lebte, plante er, träumte er und arbeitete er noch an zwei Werken: das eine über gewisse Gestalten Shakespeares sollte den Dichter aus dessen Bühnen- und Theatervertrautheit, auch aus seiner Vertrautheit mit dem täglichen Schauspielereleben seiner Zeit erklären; es versprach, von lichtvoller und blutvoller Lebendigkeit zu werden. [...] Das andere Werk hätte man einen »Anti-Winkelmann« nennen dürfen; Scheffler wollte mit der »idealistischen« Betrachtung der antiken Kunst aufräumen. [...] Für ein Buch über die antike Kunstauffassung hatte er einmal eine wundervolle Einleitung geschaffen; sie gab eine Unterhaltung über den Gegenstand wieder, die er als junger Mann in der Villa d'Este mit dem Kardinal <Gustav von> Hohenlohe gehabt hatte; es waren Seiten würdig des Corteggiano oder Bembo. Er hat sie hernach vernichtet; und so vernichtete er alles, was er bereits fertig hatte.« Scheffler vertraut Taube »letztwillig seinen schriftlichen Nachlaß an«, der allerdings »nur aus literarischen Nachweisen und bestenfalls Zitaten ohne Zusammenhang« bestand (Wanderjahre [wie Anm. 6], S. 234–238, S. 341; vgl. auch Stationen [wie Anm. 7], S. 138 u. ö.). Taube merkt in seinen Erinnerungen an, er habe Hofmannsthal »Mitarbeiter« für die »Neuen deutschen Beiträge« empfohlen, und nennt – neben Rolf von Ungern-Sternberg (s. Anm. 192) – diesen seinen »alten Weimarer Gönner«, der »durch Inflation in die bitterste Lage gekommen war«. Doch sei es »auch mit ihnen zu keinem Ergebnis« gekommen (Begegnungen [wie Anm. 8], S. 47).

<sup>173</sup> Florens Christian Rang (1864–1924), Jurist und Verwaltungsbeamter – seine Laufbahn im Staatsdienst hatte er von 1895 bis 1904 mit dem Studium der Theologie und einer Anstellung als protestantischer Pfarrer unterbrochen –, 1917 bis 1921 Vorstandsmitglied des Raiffeisenbundes in Berlin, dann Privatgelehrter. Er hatte zum Ersten Heft der Ersten Folge der »Neuen deutschen Beiträge« (S. 83–125) den Aufsatz »Goethe's Selige Sehnsucht« beige-steuert. Eine biographische Skizze über Rang aus der Feder von Adalbert Rang findet sich in: Die Neue Rundschau. 70. Jg. 1959, Heft 3, S. 449–462; vgl. auch Hofmannsthals Briefwechsel mit Rang aus den Jahren 1905 bis 1924, ebd., S. 402–448.

<sup>174</sup> Der Göttinger Kunsthistoriker Robert Vischer (1847–1933), Sohn des schwäbischen

einen Beitrag erhoffe, dass es Todte u. Lebendig-Todte sind, die ich mir zusammenschare – all dies ist so merkwürdig, so im Zwielflicht wie Alles was unsere geistige Existenz ausmacht. – Ich hoffe dass ich die Zeitschrift künftig zu einer richtigen Vierteljahrsschrift machen kann<sup>175</sup> – ich will aber nichts formalisieren – es soll alles von einem zarten Gefühl abhängen, von Heft zu Heft, ob mans weiter macht, ob abbricht – vielleicht wird wirklich das daraus was mir manchmal vorschwebt ohne dass ich selber mirs bezeichnen könnte – denn alle Bezeichnungen dafür auch aus der romantischen Terminologie sind mir zu studentisch theatralisch,

Dichters und Ästhetikers Friedrich Theodor Vischer, hatte sich einen Namen als Renaissanceforscher gemacht (seine »Studien zur Kunstgeschichte« erschienen 1896 in Stuttgart) und in seiner Dissertation von 1872 (»Über das optische Formgefühl. Ein Beitrag zur Ästhetik«) den Begriff »Einfühlung« in der Kunstgeschichte etabliert. Er erörtert diesen Begriff in seinem späteren Vortrag »Über ästhetische Naturbetrachtung«, mit dem Ziel, »das Wesen der Einfühlung mehr allgemeinverständlich und mit reichlichen Beispielen zu beleuchten« (vgl. Robert Vischer, Drei Schriften zum ästhetischen Formproblem. Halle / Saale 1927). Exzerpte aus diesem im August 1893 in der »Deutschen Rundschau« veröffentlichten Vortrag hatte Hofmannsthal am 27. Januar 1894 in sein Taschenbuch übertragen und das Ganze für seine gleichzeitige Bearbeitung der euripideischen »Alkestis« zu Rate gezogen (vgl. SW VII. Dramen 5, S. 301f.). In späteren Jahren hatte Vischer Arbeiten aus dem Nachlaß seines Vaters veröffentlicht; unter dem Sammeltitle »Vorträge von Friedrich Theodor Vischer. Für das deutsche Volk hg. von Robert Vischer« erscheint 1898 als Erster Teil der Band »Das Schöne und die Kunst. Zur Einführung in die Ästhetik«, gefolgt vom Zweiten Teil mit 6 Bänden »Shakespeare-Vorträge« in den Jahren 1899 bis 1905; noch 1927 wird er unter dem Titel »Die Sturm- und Drangperiode« einen »Abschnitt aus Vorträgen von Friedrich Theodor Vischer über neuere deutsche Poesie« mitteilen (in: Deutsche Rundschau. Bd. 223. 54. Jg. Dez. 1927, S. 208–216), die Hofmannsthals Vorstellungen hätten entsprechen können. In den »Beiträgen« erscheint kein Aufsatz Vischers; sein schriftlicher Nachlaß enthält keine Spuren einer Korrespondenz mit Hofmannsthal (freundliche Auskunft der Universitätsbibliothek Tübingen).

<sup>175</sup> Am gleichen 9. Dezember 1922 äußert sich Hofmannsthal in diesem Sinne auch gegenüber Willy Wiegand: »Wenn wir vom Sommer 1923 ab die Zeitschrift könnten vierteljährlich erscheinen lassen so wäre mir das wirklich die grösste Freude! Es strömt mir Gutes u. Schönes aus ganz- und halbverdeckten Quellen reichlich zu – erst allmählich aber könnte der in keinem Programm aussprechbare Sinn einer solchen Zeitschrift als eines geistigen Ortes von bestimmter und productiver Atmosphäre sich enthüllen. [...] Meine besonderen Mitarbeiter werden scheint es weder aus den Lebenden noch aus den Todten auszulesen sein sondern aus den Lebendig-Todten – ich meine einige Männer von über 60 Jahren, denen das Gesicht der Epoche bisher den Mund verschlagen hat« – eine Charakterisierung, die er bereits am 26. November geprägt hatte: »[...] denn das Material strömt mir reichlich zu von Verstorbenen, Lebenden und Lebend-Todten d.h. Männern von heute 60 Jahren die aus Widerwillen nie publiciert haben« (BW Wiegand, S. 73, S. 77).

198 Klaus E. Bohnenkamp und Waldemar Fromm

nicht nüchtern genug und darum nicht genug vibrierend. Also lassen wir's unbenannt.

Nun aber, wie gewinnen wir Herr von Scheffler schnell einen Beitrag ab ehe er ihn durch Verbessern verschlimmert? Sagen Sie ihm doch die Wahrheit: wie sehr ich mich freue – und dass ich – da das zweite Heft schon in Druck – nun das dritte Heft zusammenstellen muss in der allerschnellsten Frist und so müssten Sie ihn bitten, aus der Hand zu lassen was er mir anvertrauen will damit Sie mirs augenblicklich schicken könnten! Bitte tun Sie so.

Ich danke Ihnen viele Male.  
Ihr Hofmannsthal

P.S. Ich sehe aus wenigen verstörten Zeilen von Kippenberg dass seine Frau gefährlich krank in einem Sanatorium in München liegt.<sup>176</sup> Wäre es möglich dass Sie oder die Baronin beim Einziehen von Erkundigungen dies auch gütig in meinem Namen täten und mir auf einer Karte die kürzeste Nachricht zukommen liessen? Der Ton seines Briefes machte mich sehr besorgt.

<sup>176</sup> Am 4. Dezember 1922 hatte Anton Kippenberg aus Leipzig an Hofmannsthal geschrieben, er sei »mit wenigen Unterbrechungen seit Anfang Oktober <in München> gewesen«, wo »meine Frau schwer erkrankt in einem Sanatorium liegt. Morgen reise ich zurück. Der Zustand meiner Frau ist ernst« (BW Insel, S. 889). Schon am 22. November hatte er aus München Rainer Maria Rilke eröffnet, seine Frau sei »schwer krank«, ihr »Zustand sehr ernst: Die Ärzte haben eine Gehirnhautentzündung festgestellt, den Herd aber nicht feststellen können. Gelingt das nicht, so schwindet die Hoffnung, meine Frau am Leben zu erhalten, immer mehr. Sie leidet grenzenlos.« Am 7. Dezember kann er dann von einer »entschiedenen Besserung« berichten: »Die Anfälle werden schwächer und weniger häufig; die Ärzte haben gute Hoffnung« (Rainer Maria Rilke – Anton Kippenberg. Briefwechsel. Hg. von Ingeborg Schnack und Renate Scharffenberg. Frankfurt a. M. und Leipzig 1995: Bd. II, S. 279, S. 282f., S. 514). Katharina Kippenberg hatte sich am 28. September nach München ins Sanatorium Neu-Wittelsbach im gleichnamigen Villenviertel nahe Schloß Nymphenburg begeben, wo sie bis Anfang März 1923 behandelt wird; vgl. Katharina Kippenberg an Rilke, 26.9.1922 und 4.1.1923, in: Briefwechsel. Hg. von Bettina von Bomhard. Wiesbaden 1954, S. 474, S. 477–480; s. auch Taubes Brief vom 29.1.1923, unten S. 208.

Für wie vieles Freundliche muß ich Ihnen unausgesetzt dankbar sein, lieber Baron Taube. Und nun denken Sie: es kam von Herrn v. Sch<effler> (fast zugleich mit Ihrer Karte) ein höchst bedeutender Brief<sup>178</sup> der ein »begehendes« Manuscript ankündigte, und es so ankündigte, dass die Begierde, es zu haben, dadurch aufs Höchste gesteigert wurde – indem gerade solche Menschen aus ihrer starren Einsamkeit zu anderen Einsamen zu führen die wahre Legitimierung meiner Hefte sein würde – .. und es vergiengen 6–7 Tage und das »begehende« Mpt. ist nicht erschienen! – Ich glaube nun mit Hilfe Ihrer Briefe, die Art des Mannes zu errathen u. habe ihm so herzlich und dringend, ja bittend, geschrieben, wie man es vielleicht nur an einen völligen Unbekannten tun kann. – Die Korff'schen Briefe<sup>179</sup> sind bezaubernd, die einzige Frage die ich mit Max Mell<sup>180</sup> mir stelle, ist die ob man diesen zarten Blättern nicht Böses tut wenn man sie in die Beiträge setzt – ob die dortige Atmosphäre das Private erträgt wenn es nicht zugleich sehr gewichtig ist? Darf ich hoffen dass, mein Vergnügen mit Ihnen so lebendig zu collaborieren, Ihnen auch ein wenig fühlbar wird? Ihr

Hofmannsthal

<sup>177</sup> Postkarte, beidseitig beschrieben. Adresse: S. H. / Baron Otto Taube / Gauting / Oberbaiern. Poststempel: WIEN, 27. XII. 22. Textbeginn auf der Anschrift-Seite.

<sup>178</sup> Weder Taubes Karte noch Schefflers Brief sind erhalten. Der Nachlaß Hofmannsthals enthält keine Briefe Schefflers (freundliche Auskunft von Dr. Joachim Seng, Freies Deutsches Hochstift, Frankfurt a. M.).

<sup>179</sup> Briefe von Taubes Urgroßeltern, Nicolaus von Korff und Theophile, geb. von Keyserling, sowie weitere Briefe der Familie Korff-Keyserling; abgedruckt in »Frühe Vollendung« (wie Anm. 171), S. 44–59.

<sup>180</sup> Max Mell ist, im Auftrag Hofmannsthals und der Bremer Presse, maßgeblich an Planung und Vorbereitung der »Neuen deutschen Beiträge« beteiligt. Möglicherweise hatte man über die Korff-Briefe während Mell's Besuch in Rodaun am 15. Dezember 1922 gesprochen (vgl. BW Mell, S. 176).

Gauting. Gartenpromenade 18.  
Den 8. 1. 23.<sup>182</sup>

Sehr verehrter Herr von Hofmannsthal!

Die halbgraue Sonntagsfrühe benütze ich, Ihnen für Ihre so freundliche Karte herzlich zu danken und auch Ihnen gegenüber des stattgehabten Jahreswechsels mit allen Wünschen zu gedenken. O, sehr fühlbar und wohltuend ist mir die Strömung, die von Ihnen aus auf mich übergreift; das – ich weiss keinen rechten deutschen Ausdruck, »voler bene«,<sup>183</sup> das ich in der Heranziehung zur Mitarbeit durch Sie empfinde und dankbar empfinde. Gestern, wo ich, wie gewohnt, die vorjahrs empfangenen Briefe sichtete, freute ich mich besonders daran, wieviele doch die Ihren für mich Wertes und Teueres enthalten.

Ich habe vor einigen Tagen Herrn v. Scheffler gleichfalls geschrieben und ihn um die Sendung an Sie gebeten. Schrieb ihm, ich hoffte sie sei bereits abgegangen, sonst müsste ich mit ihm wie Menelaos mit Proteus ringen, damit er nicht entschlüpfe.<sup>184</sup> Über die Korff'schen Briefe denk ich ähnlich wie Sie; sie sollten auch mehr eine Probe darstellen als einen Vorschlag. Dagegen müssten meines Erachtens die kleinen Kinderszenen,<sup>185</sup> die ich mitgesandt, geeigneter sein, weil darin nicht sich Private<sup>186</sup> Personen sich privatim aussprechen, sondern die Verfasserin – mit Erfolg, so scheint mir, – bestrebt gewesen ist, das Erlebnis zur Allgemeingültigkeit zu erheben. Es sind Kinderbegebenheiten und Kinderstimmungen, wie alle Kinder sie haben oder haben könnten, von einem sehr klugen und lieben Menschen bedeutend dargestellt, und doch Stimmungen und Begebenheiten, deren Färbung ganz individuell und einzigartig ist.

<sup>181</sup> Zwei Quart-Blätter, jeweils beidseitig beschrieben; ohne Umschlag.

<sup>182</sup> Das Datum ist wahrscheinlich auf den 7. Januar 1923 zu berichtigen, da Taubes Hinweis auf die »Sonntagsfrühe« dem auf einen Montag fallenden 8. Januar widerspricht.

<sup>183</sup> Italienisch, soviel wie »tiefe Zuneigung«.

<sup>184</sup> Anspielung auf den Vierten Gesang in Homers »Odyssee«, Vers 364ff.: Der auf der Heimfahrt von Troia nach Ägypten verschlagene Menelaos wendet sich an den Meergreis Proteus, um sein künftiges Schicksal zu erfahren. Der versucht, sich Menelaos durch verschiedene Verwandlungen (in Löwe, Schlange, Panther, Eber, Baum und Wasser) zu entziehen, gibt aber zuletzt bereitwillig Antwort auf alle Fragen.

<sup>185</sup> Gemeint ist das Kapitel »Tels-Paddern« aus den Erinnerungen der Henriette von Keyserling; gedruckt in: »Frühe Vollendung« (wie Anm. 171), S. 63–101.

<sup>186</sup> So im Original.

– Eben liest meine Mutter<sup>187</sup> uns die italienische Reise meiner Grosseltern väterlicherseits 1855<sup>188</sup> vor. Da ist nichts von allgemeiner Bedeutung, wie wohl für uns Nachkommen desto mehr.<sup>189</sup> So ist denn die Frucht meines Paperassierens<sup>190</sup> für mich persönlich bisher recht reichlich ausgefallen, leider aber nicht für die Beiträge. Doch suche und denke ich immer weiter. – Dürfte ich Sie bitten, wenn sie Reinhardt gelegentlich sähen, ihn zu fragen, ob er Interesse für eine französ. class. Tragödie (Racine oder Corneille) hätte? Mein Freund Ungern-Sternberg, – den Kassner und die Fstn<sup>191</sup> Taxis gut kennen und der jetzt die »Stances« von Moréas trefflich

<sup>187</sup> Helene von Taube, geb. Gräfin Keyserling.

<sup>188</sup> Taubes Großvater Karl Otto Frommhold Baron Taube auf Jerwakant, Wachakant und Lelfer in Estland (1800–1873) hatte 1832 Sophie Alexandra von Patkul (181–1895) geheiratet, eine Urenkelin des Bruders jenes berühmten livländischen Patrioten und Freiheitskämpfers Johann Reinhold von Patkul (1660–1707), »der gegen den böserartigen Absolutismus der Schwedenkönige kämpfte« und »dafür den qualvollen Tod auf dem Rade erlitt«. »Jedes Fräulein seines Geschlechtes, so auch meine Großmutter von Vaterseiten, bekam bei der Heirat eine Kopie des Bildnisses Patkuls im Mitauer Museum mit. Unter diesem Bilde prägte mir mein Vater die Geschichte meiner Heimat ein, die Liebe zur Freiheit, die Pflicht zur Wahrung des Rechtes und den Abscheu vor dem Staatsabsolutismus« (Otto von Taube, Vom geschichtlichen Erzählen. Epilog zur erweiterten Neuauflage der »Metzgerpost« [Hamburg 1962]; hier zitiert nach: Otto von Taube zum 100. Geburtstag. Hg. von der Stadtbibliothek München 1979, S. 47–55; bes. S. 48; s. auch Otto Freiherr von Taube, Im alten Estland. Kindheitserinnerungen. Stuttgart o. J. <1944> [Taube-Bibliographie Nr. 20], S. 34f. und S. 140, sowie die Einleitung zu »Klage und Jubel« [s. die folgende Anm.]).

<sup>189</sup> Rudolph, der Bruder von Taubes Vaters, war 1832 an Tuberkulose erkrankt und hatte seither Heilung an verschiedenen Orten des Südens gesucht. 1855 begab er sich erneut nach Rom, wo die Krankheit ihr letztes Stadium erreichte. Die Eltern wollten ihn dort besuchen, erhielten jedoch, da sich die Fahrt durch mancherlei äußere Gründe verzögert hatte, kurz nach ihrem Aufbruch in Berlin die Nachricht seines Todes. So geriet die Reise zu einer »Pilgerfahrt« an des Sohnes Grab sowie an alle Stätten, die er während seiner Krankheitsjahre gesehen hatte. Die während dieser Reise geschriebenen Briefe wird Taube nach Kriegsende veröffentlichen (Klage und Jubel. Briefe um den Tod eines jungen Christen. Hg. von Otto Freiherrn von Taube. München 1946: Taube-Bibliographie Nr. 1135). Anders als im hier vorgelegten Brief an Hofmannsthal rechtfertigt er dort unter dem Eindruck des eben beendeten Krieges diese Publikation privater Briefe mit seiner Überzeugung, es komme »auf das Verhalten der Menschen beim Tode eines Nächsten« an, der Menschen, die in diesem exemplarischen Fall Teil einer »völlig vom christlichen Glauben erfüllten Gemeinschaft« gewesen seien und denen es gestattet war, »fröhlich zu sein in der Trauer, und in der Fröhlichkeit, seiner Toten nicht zu vergessen«.

<sup>190</sup> Nach franz. paperassé und paperasserie (Papier-, Schreibkram bzw. Papierwust) gebildetes Verb im Sinne von: in (alten) Papieren stöbern.

<sup>191</sup> Lies: Fürstin; vgl. Kassner – Taube, unten S. 264ff.

übertragen hat, jemand, der sich auch pflichtgetreu und genau mit beiden Sprachen, Problemen der Metrik etc beschäftigt, seit die Diplomatie ihn freigelassen,<sup>192</sup> – hätte Lust zur Verdeutschung solch eines Werkes, falls er Aussicht hätte, nicht durchaus für die Schreibtisch-Schublade zu arbeiten. Ich glaube, er könnte so etwas gut leisten.<sup>193</sup>

In jüngster Zeit musste ich grade viel an einen Ihrer Briefe denken, wo Sie schrieben, wie in Ihrem Falle das Wachsen an Jahren doch mit

<sup>192</sup> Rolf Freiherr von Ungern-Sternberg (1880–1942), Vetter und Freund Otto von Taubes aus Kindertagen; zunächst als Ingenieur beim Bau der Baikaleisenbahn tätig, war er 1906 in den zaristischen diplomatischen Dienst eingetreten und hatte verschiedene Aufgaben in der Kanzlei des russischen Außenministeriums, in Rom, Konstantinopel, Paris und Lissabon bekleidet, ehe er Anfang 1918 seinen Abschied vom – jetzt sowjetischen – Außenamt nahm. Er siedelt sich vorübergehend in Berlin an und betrachtet als seine Hauptaufgabe die Übertragung der »Stances« des französischen Dichters Jean Moréas (1856–1910), die er, in sorgfältiger Beratung mit Rilke, 1922 im Wir-Verlag zu Berlin veröffentlicht (vgl. Rainer Maria Rilke, Briefwechsel mit Rolf von Ungern-Sternberg und weitere Dokumente zur Übertragung der *Stances* von Jean Moréas. Hg. von Konrad Kratzsch unter Mitarbeit von Vera Hauschild. Frankfurt a. M. und Leipzig 2002; vgl. ferner Taubes Besprechung »Jean Moréas Stanzas in deutscher Sprache«; in: Reclams Universum. Jg. 41, Heft 25: 19.3.1925, S. 556: Taube-Bibliographie Nr. 100). – Schon ein Jahrzehnt zuvor hatte auch Taube einzelne Gedichte von Moréas, darunter aus den »Stances«, übersetzt und in seine dritte Lyriksammlung »Neue Gedichte«, Leipzig 1911 (wie Anm. 21), S. 154–158, aufgenommen. – Neben Übersetzungen französischer Lyrik – 1925 erscheinen Proben aus fünf Jahrhunderten unter dem Titel »Aus dem Französischen Garten« – schreibt Ungern-Sternberg »vornehmlich Sonette«, und zwar »unter dem Einfluß des formstrengen, fast engen französischen Dichters Robert d’Humières, der selbst in den Fußstapfen des starren Sonettenschmiedes Hérédia wandelte«, über den Taube gleichwohl urteilt: »José Maria Hérédia (1842–1905), gebürtiger Kubaner; seine französischen Sonette von großer Vollkommenheit und Gehaltenheit sind Meisterwerke.« Die Sonette des im Weltkrieg 1915 gefallenen d’Humières »schwebten«, so Taube weiter, Ungern »als Muster vor, doch gefielen mir die, die er machte, weit mehr als die seines Meisters und Meistermeisters [...]. Rolf Ungerns französische Gedichte, die nie veröffentlicht wurden, waren voller Zauber« (Wanderjahre [wie Anm. 6], S. 316ff., S. 343). Veröffentlichten läßt Ungern-Sternberg hingegen 1926 eine Auswahl eigener deutscher Gedichte unter dem Titel »Der irdene Becher«, die Taube Anfang 1927 lobend bespricht (in: Revaler Bote. Beil. Jg. 1927. Nr. 13: 18.1.1927: Taube-Bibliographie Nr. 167). 1926 verläßt Ungern Europa und findet in Japan ein neues Wirkungsfeld als Sprachlehrer und Professor für Russisch und Französisch (vgl. Henning von Wistinghausen, Von Estland nach Japan; in: Nachrichtenblatt der baltischen Ritterschaften. München. 22. Jg. Heft 4. 4. Dezember 1980; Nachwort in Rilke, Briefwechsel mit Ungern-Sternberg, a. a. O., S. 148–152).

<sup>193</sup> Bereits am 31. Mai des Vorjahres hatte Ungern-Sternberg Rilke anvertraut, ihm sei »neulich der Gedanke eingeflossen worden«, »als Übersetzer französischer Theaterstücke« »Geld zu verdienen«: »ich will es mir überlegen« (Rilke, Briefwechsel mit Ungern-Sternberg [wie Anm. 192], S. 106). Dazu ist es wohl nicht gekommen.

Bereicherungen verbunden sei.<sup>194</sup> Ich erlebe es nun auch und weiss nicht, ob die Stimmung, aus der ich Ihnen damals schrieb<sup>195</sup> und darauf Sie so schön in Dur erwiderten, von der absterbenden Jahreszeit oder einer allgemeinen Druckperiode bei mir gezeitigt worden war. Denn nun bin ich, obwohl ich von alten Freunden nur wenige mir habe aufs heute herüberretten können und diese fern sind und sehr schweigsam geworden, doch voller Teilnahme wieder an den neuen Begegnungen, die oft ganz alltäglich, aber doch irgendwie lebensfördernd sind. So habe ich Sylvester mit unseren Dorfburschen und Dorfmädeln herangewacht, nachdem ich monatelang nicht bei ihren Veranstaltungen gewesen; habe mich gewissermassen wieder von der Kraft laden lassen, die ein gut getanzter, doch nicht zur Schau aufgeführter Schuhplattler aufwirbelt. Freilich, das ungezähmte Gamsbockgespringe der Gebirgler so zu bändigen, dasz alle Paare zusammen einen straffen, rhythmischen Körper bilden, so einig, wie eine Soldatengruppe im Marsch, ist eine Besonderheit der bayrischen Hochebene, und in unserem Dorfe wirkt der Tanz darum beinahe als ein Kriegstanz.<sup>196</sup> Jetzt beginnen auch wieder im Dorfe die Theateraufführungen, die mir lieber als alle städtischen sind, vorausgesetzt, dasz

<sup>194</sup> Vgl. Hofmannsthals Brief vom 25. Oktober 1922, oben S. 192f.

<sup>195</sup> Taubes Brief ist nicht erhalten; s. oben S. 193 mit Anm. 151.

<sup>196</sup> Vgl. Taubes wenig später veröffentlichten Bericht »Um den Schuhplattler« (in: Deutsche Allgemeine Zeitung, Berlin, 19. 8. 1923; nachgedruckt und mit einer neuen Einleitung versehen in: Neue Literarische Welt, Jg. 1952, Nr. 13: 10. 7. 1952, S. 9: Taube-Bibliographie Nr. 82), mit der Feststellung: »Das ist kein Tanz für Jünglinge und den Haltlosen stählt er noch. Merkwürdig kraftgeladen ist aber auch die Stimmung, die an solch einem Abend über allem schwebt. Sie steckt an. Der Bub, der kaum das Stehen gelernt hat, beginnt sich zu üben [...]«. Damit greift Taube auf eigene Kindheitserinnerungen zurück, die er in einem späten – ungedruckt gebliebenen – Essay aus dem Jahre 1961 (vgl. Kassner–Taubes, S. 365f. mit Anm. 552 und 553) heraufbeschwört: »Als ich nämlich«, so Taube, »als elfjähriger Bub, von meinen Eltern auf die Reise mitgenommen, in dem damals noch ganz abgelegenen oberbayrischen Dorfe Kreuth zum ersten Male schuhplatteln sah, ward ich davon so hingerissen, dasz ich mich vom Tanzboden nicht losreissen konnte, und fasste den Vorsatz, wenn ich einmal erwachsen wäre, Bayer zu werden und nach Bayern zu ziehn; treu diesem Vorsatz, der mir stets gegenwärtig blieb zog ich als ich mein eigener Herr geworden war, nach Bayern.« Vgl. auch den »im Sommer 1927« datierten »Brief an das Inselfschiff« (wie Anm. 34), S. 158; nachgedruckt in: Otto von Taube zum 100. Geburtstag. Hg. von der Stadtbibliothek München 1979, S. 19–25, hier S. 21) mit der Klage: »Das Sehnen, den Schuhplattler wieder tanzen zu sehen, ist mir schon lange unerträglich geworden. Wo ich wohne, wird er seit zwei Jahren kaum mehr getanzt: der junge Nachwuchs lernt ihn nicht mehr. Und ich vermissee den männlichen Zauber der Rhythmen.«

man sich in der Wahl der Stücke nicht versteigt. Davor aber sind die Leute hier durch ihren sicheren Takt, so weit ich gesehen, bewahrt geblieben.

In der Luft ist bereits Frühling; doch den spüre ich immer schon im Januar, diesmal aber spüren die Amseln ihn ebenfalls und zanken bereits sehr lebhaft. Ich aber muss ihn wohl sehr im Blute haben; denn als ich neulich spät Abends eilig durch einige schlecht beleuchtete Strassen Münchens lief, sah ich plötzlich auf einen Augenblick, – als sich grad eine Verbreiterung mir bot, – den römischen Pantheonplatz mit dem Bau vor mir erscheinen. Und Südsehnen und Wanderlust sind seitdem wieder da, kurzum Kräfte, die, da ihr eigenes Ziel ihnen versperrt ist, anderem dienen müssen und deren Feststellung einen schon sehr glücklich macht. – In nova fert animus,<sup>197</sup> und das trotz so vielem und allem. Ich glaube, wenn jemand das versteht, sind Sie es. Drum wollte ich es Ihnen schreiben, und auch darum, weil auch Sie mir durch Ihren ermutigenden Umgang dazu verholffen haben. Drum nochmals Dank und nochmals alle Wünsche. Auch den verehrten Ihrigen, auch seitens meiner Frau. Mit vielen Empfehlungen Ihr stets treu ergebener

Otto Taube

*Hofmannsthal an Taube*<sup>198</sup>

Rodaun 13 I 23

lieber Baron Taube

es wird mir gar nicht wohl dabei, dass ich so viele schöne gute Sachen wieder von mir wegtun und einpacken soll – aber es ist ja jetzt so viel Contact zwischen uns, dass ich weiss, Sie sind jetzt mit den Beiträgen verflochten und das Weitere ist nur von der Gunst der Stunde abhängig.

Nachdem ich Ihren guten Neujahrsbrief erhalten hatte – überlegte ich nochmals ob nicht die Kindheitsbilder doch aufzunehmen – und doch um ein Quentchen waren sie mir zu ungewichtig, zu privat (obwohl

<sup>197</sup> Anspielung auf den Beginn der »Metamorphosen« des Ovid: »In nova fert animus mutatas dicere formas / Corpora«: »Neue Gestaltung, in die sich Körper verwandeln, zu künden, treibt es mein Herz« (deutsch von Thassilo von Scheffer). Das von Taube gewählte Kurz-Zitat bedeutet: Ins Neue treibt/trägt das Herz.

<sup>198</sup> Ein Quart-Blatt, beidseitig beschrieben; ohne Umschlag.

gerade das Privateste wieder das Wichtigste sein kann) – sie blieben mir doch Document, reizendes liebenswürdiges Document – aber nicht jenes bleibende in sich ruhende Ding nach dem ich immer suche. Ich muss dies ja in mir mit geschlossenen Augen entscheiden, richtig in der Brust – und Sie zürnen mir nicht.

An Herrn von Scheffler versuchte ich zu schreiben wie man nicht oft an einen Menschen schreibt – und doch immer schreiben sollte – ich erhielt von ihm vielleicht zehn Briefe und Karten. Es flackert darin fürchterlich, ich fürchte er ist ein kranker Mensch, und ich hoffe mir kaum mehr einen Beitrag. – Ja, dass ich auch den Calderon rücksende! Es lässt sich nichts davon losrennen, dass das Losgetrennte doch was Lebendiges wäre. Es bleibt immer ein abgehackter Finger, ein herausgerissenes Stück Lunge. Und ›Sprachproben‹ bringen wir nicht, das wollen wir doch nicht, nichtwahr – wir wollen doch dass Alles, was wir dort bringen, ein noch so kleiner atmender prangender Organismus sei. In Bezug aber auf eine Salzburger u. Wiener Aufführung muss man wieder Geduld haben, man muss in allen Theaterdingen unendliche Geduld haben – je näher man dieser Welt steht, je öfter man in diesen Sodomsapfel beißen muss – so angstvoller wird einem zumuth. Ich versuche Reinhardt für ein kleines Wiener Theater über das er im nächsten Jahr verfügt, in der Zusammenstellung eines höheren Repertoire behilflich zu sein.<sup>199</sup> Was ist das für eine Sisyphusarbeit! Die Schauspieler, und wann der und wann jener zu haben, und ihre Wünsche, und ihre Grenzen

<sup>199</sup> Noch bevor Max Reinhardt seinen lang gehegten Wunsch nach schwierigen Verhandlungen endlich mit Abschluß des Pachtvertrags am 22. Juni 1923 verwirklichen und Wiens älteste Spielstätte, das Theater in der Josefstadt, übernehmen kann, widmet sich Hofmannsthal dem Entwurf eines Spielplans für dieses Haus (vgl. Anm. 146). Es wird nach aufwendiger Umgestaltung – die Kosten für die grundlegende Renovierung des verwaorsten Gebäudes übernimmt der Industrielle und Bankier Camillo Castiglione (1879–1957) – am 1. April 1924 glanzvoll eröffnet, eingeleitet von Hofmannsthal's »Szenischem Prolog zur Neueröffnung des Theaters in der Josefstadt« (SW XVII. Dramen 15, S. 311–322); vgl. Max Reinhardts Theater in der Josefstadt. Hg. von Fritz Klingenberg. Salzburg 1972; Heinrich Huesmann, Welttheater Reinhardt. München 1983, S. 54–59, sowie Hofmannsthal's ausführlichen Bericht über Reinhardt und dessen Ziele am Josefstädter Theater, den er im »Fünften Wiener Brief« für die amerikanische Literaturzeitschrift »The Dial« im März 1924 verfaßt (GW RA II, S. 320–324; SW XVII. Dramen 15, S. 1114–1117). – Calderón's »Standhafter Prinz« kommt in der »Josefstadt« oder in Salzburg weder in Taubes, noch einer anderen Übersetzung auf die Bühne (vgl. Huesmann, a.a.O.), auch nicht in jener älteren von G.V. von der Malsburg, die Hofmannsthal am 6. Juli 1925 Willy Wiegand zu besorgen bitet (BW Wiegand, S. 136).

(ihre engen Grenzen!) und der Zeitgeist, und der Modegeist, und der Ortsgeist, und die Abwechslung, und die Gefahren die im Misserfolg liegen, und die Gefahren die im Erfolg liegen (der allem anderem den Platz wegnimmt) – ach, es ist Sisyphus und Tantalos und die Danaïden, alles in einem, und man muss wohl ein Oesterreicher, also ein geborener Theaternarr sein, um an eine solche Spukwelt so viel Kraft u. Geduld u. Nerven zu wenden. – Und wer dichtet denn was Schönes? und wenn schon schön – auch was Brauchbares?! Nicht einmal Borchardt!<sup>200</sup>

Alles Gute, Ihnen und den Ihren,  
Hofmannsthal

*Taube an Hofmannsthal*<sup>201</sup>

Gauting, Gartenpromenade 18  
Den 29. 1. 23.

Sehr verehrter Herr von Hofmannsthal!

Haben Sie vielen Dank für den letzten freundlichen Brief und für die Rücksendung der Manuscripte. Dem, was Sie von einer Zerstückelung gewissermassen des standh. Prinzen sagen, stimme ich willig zu. Nun habe ich nichts, das ich Ihnen vorlegen könnte, – d. h. vorläufig. Ich bin auch durch die öffentlichen Ereignisse,<sup>202</sup> die auch in meine Dienststätte hineinspielen, zeitweilig so bewegt und auch im Inneren erfasst, dasz meine Gedanken ganz wo anders sind. Nach Ablauf dieser Periode, – ich weiss aus Erfahrung, dasz sie ablaufen, – werde ich wieder auch an die »Beiträge« denken können. Von Herrn v Scheffler hatte ich eine Karte aus Hamburg. Sein Sohn,<sup>203</sup> – das einzige Familienmitglied, das ihn versteht, dort verheiratet, hat ihn zu sich genommen zur Erholung, nach-

<sup>200</sup> Die sich an »Geduld haben« anschließende Passage des Briefes zitiert Rudolf Hirsch mit kleinen Abweichungen in einer Anmerkung seines Beitrags »Zwielichtiger Reinhardt. Ein Brief Hofmannsthals an eine junge Schauspielerin«, und schickt dem Zitat die Bemerkung voran: »Am 13. Januar 1923 schrieb Hofmannsthal an Otto von Taube: »... man muß in allen Theaterdingen ...« (Rudolf Hirsch: Beiträge zum Verständnis Hugo von Hofmannsthals. Frankfurt a. M. 1995, S. 461f.).

<sup>201</sup> Ein Quart-Blatt, kariertes Papier; beidseitig beschrieben; ohne Umschlag.

<sup>202</sup> Wohl mit Bezug auf die Besetzung des Ruhrgebiets durch französische und belgische Truppen im Januar 1923, die – in der Notzeit der Inflation – entgegen erbittertem »passiven« Widerstand der Bevölkerung Reparationszahlungen einzutreiben suchten.

<sup>203</sup> Georg von Scheffler (geb. 1893), preußischer Major a. D.

dem er »am Erlöschen« gewesen sei. Eine Kette von traurigen Zuständen, die ich nun fast 20 Jahre miterlebe; dagegen sah ich gestern zum ersten Male nach langer langer Zeit und nach ihrer Krankheit Frau Kippenberg: ganz schmal, ganz durchsichtig, geistig aber frisch. Sie reist Samstag<sup>204</sup> heim, trug mir auf, Sie zu grüssen und Ihnen Nachricht zu geben. Beängstigend ist mir, dass sie Zweifel daran hegt, ob sie völlig geheilt sei, und sich Vorwürfe macht, durch ihre stete Krankheit ihre Angehörigen zu bedrücken. Als Krankheit hat der Arzt<sup>205</sup> einen besonderen Bazillus festgestellt, der von einer bestimmten Stelle im Nacken aus, wo er sich eingenistet, im Kopfe überhand nimmt und immer wiederkehrende Anfälle von Gehirngrippe verursacht. Er behauptet, das Bazillennest ausgehoben zu haben. Sie aber zweifelt noch dran, und so schwebt immer Sorge über ihr. Der Gatte leidet ja auch darunter entsetzlich! Ich erkannte ihn kaum, als ich ihn im Herbst sah, so niedergeschlagen war er. Hernach um Weihnacht jedoch war er guter Dinge, weil es mit ihr besser ging. Möchte es nun endgültige Heilung gewesen sein.

Vorigen Sonntag<sup>206</sup> spielte die Dorfjugend Theater. Alle weiblichen Rollen vorzüglich, die meisten Männer auch und der eigentliche Held, – Geselle unseres Bäckermeisters, und ein bildschöner Bursch, – ganz erschütternd echt und fast mit grosser<sup>207</sup> Auffassung. Voriges Jahr war es ein Streckenarbeiter an der Eisenbahn, der es verstanden hatte, durch Erfassung seiner Rolle in mir »Furcht und Mitleid«<sup>208</sup> wie selten zu erregen. Das Tanzverbot hat eifriges Theaterspiel zur Folge. Es bleiben nun noch 2 Vorstellungen im Dorfe. Seit ich dies Theater kenne, mag ich in keins mehr in der Stadt gehen.<sup>209</sup> Es wird vielleicht zur Aufführung des

<sup>204</sup> 3. Februar 1923.

<sup>205</sup> Der Münchner Internist Professor Dr. Friedrich von Müller (1858–1941); vgl. Katharina Kippenbergs Brief an Rainer Maria Rilke vom 4. Januar 1923; in: Briefwechsel (wie Anm. 176), S. 477 ff., sowie oben Anm 176.

<sup>206</sup> 21. Januar 1923. – Taubes folgender Hinweis auf das »Tanzverbot« bezieht sich wohl auf die damalige Verordnung, derzufolge Tanzveranstaltungen nicht nur in der Advents- und Fastenzeit, sondern auch an Sonn- und Feiertagen untersagt waren.

<sup>207</sup> Lesung nicht eindeutig.

<sup>208</sup> Anspielung auf die Definition der Tragödie, die, laut Aristoteles' Poetik, Kapitel 6: 1449b, beim Zuschauer in der Lesart Lessings »Furcht und Mitleid« zu erregen und so die Reinigung (»Katharsis«) von diesen Leidenschaften zu bewirken habe.

<sup>209</sup> Ganz ähnlich wird er fünf Jahre später Katharina Kippenberg am 30. Juli 1928 mit Blick auf die Salzburger Festspiele erklären, sie würden ihn »nie aus dem Hause locken«. – Anton

standh. Prinzen in Mainz kommen; der Theaterintendant von dort ist mir brieflich sehr sympathisch.<sup>210</sup> Trotzdem bin ich froh, dass die heutige Zeit einem Vorwände genug bietet, einer Aufführung fernzubleiben. Der Dorfbursch agiert den Dorfburschen ganz erschütternd.<sup>211</sup> Zum stand. Prinzen brauchte ich Menschen aus einer Welt, in der jene Begriffe gerade so lebten, wie im Dorfe die Dorfbegriffe, die so ein Volksstück darstellt. – Haben Sie Dank, auch für die Manuscripte von ganzem Herzen. Mit vielen angelegentlichen Empfehlungen Ihnen und Ihren geehrten Angehörigen

Ihr stets getreuer  
Otto Taube

*Hofmannsthal an Taube*<sup>212</sup>

Rodaun 15 VI 23

werter Baron Taube

um zunächst die fremde, gütig übermittelte Sache zu berühren, mit der Bitte meine Antwort in Ihrer Form rückzuleiten. Baron Ungerns

Kippenberg gegenüber hatte er sie schon am 26. Juli als »entsetzlich<e> Mischung von Wiener und New Yorker Synagoge« bezeichnet –: Er sei »eben verwöhnt: seit ich unsere Bayerischen Arbeiter in Gauting habe spielen sehen, vertrage ich kein Theater, – es sei denn Oper – oder Ausnahmen«, wenn »ein wirklicher Mensch mit Seele und Erleben« auf der Bühne stehe, »kein routiniertes »tönendes Erz« wie die üblichen« (Anspielung auf 1. Korinther, 13, Vers 1. – Deutsches Literaturarchiv, Marbach a. N.). – Über die Gautinger Theater-Aufführungen war nichts Näheres zu ermitteln.

<sup>210</sup> In den Jahren 1914 bis 1927 war der Schauspieler Hans Islaub (1868–1953) Intendant des Mainzer Stadttheaters. Ob und wann »Der standhafte Prinz« in Mainz aufgeführt wurde, war nicht zu ermitteln (freundliche Auskunft von Frau Ursula Schneider, Wissenschaftliche Stadtbibliothek Mainz).

<sup>211</sup> Solche Bemerkungen über dörfliches Theater dürften auf Hofmannsthals Interesse gestoßen sein. Schon im Vorjahr hatte er mit allem Nachdruck Max Mell bewogen, seine bei einem »Hirtenspiel in Kärnten« gewonnenen Eindrücke für das Eröffnungsheft der »Neuen deutschen Beiträge« (S. 159–170) niederzuschreiben, da er – mit Blick auf das im selben Heft veröffentlichte »Salzburger Große Welttheater – in dieser »Beschreibung theaterspielender Bauern« einen »Reflex meines barocken geistlichen Spiels« erkannt hatte (Hofmannsthal an Hugo Bruckmann, 3. Juni 1922: Bayerische Staatsbibliothek München, Handschriftenabteilung).

<sup>212</sup> Ein Oktav-Blatt, beidseitig beschrieben; mit Umschlag: S. H. / Baron Otto Taube / Gauting / bei München / Gartenpromenade. Marke abgelöst, daher vom Poststempel nur lesbar: ROD<AUN>. Am linken Rand Blei-Notiz Taubes: »1923 / Beiträge, Ungern, Scheffler«. – In

Interesse freut mich sehr – aber ich könnte mich für das Zustandekommen einer französ. Übersetzung<sup>213</sup> nur aus praktischen, kurz und offen gesagt, materiellen Gründen interessieren. Diese liegen erst dann vor wenn für ein fremdes Theaterstück das präzise wirkliche Interesse eines bestimmten Hauptdarstellers und eines bestimmten Theaters wirklich besteht. Hat Baron Ungern mit dieser Welt Zusammenhänge und sieht er Chancen so würde ich ihn bitten sich mit Legationsrat Paul Zifferer der oesterr. Gesandtschaft,<sup>214</sup> der die Güte hat, meine dortigen Interessen freundschaftlich u. sehr tactvoll zu vertreten, ins Einvernehmen zu setzen. Über Exemplare werde ich ohnedies erst zu einem späteren Zeitpunkt verfügen.

Nun aber zu uns! zu der immer und dringend erhofften Mitarbeit an den Beiträgen. Wird der Sommer mir dieses Vergnügen bringen? oder

der Mappe mit den Briefen Hofmannsthals an Taube liegt ein eigenhändiges Gedichtmanuskript Rolf von Ungern-Sternbergs mit dem Datum »14–5–23.« Gegenübergestellt sind die französische Originalfassung und die deutsche Übersetzung des Gedichtes »L'épée« (»Der Degen«) von »J<osé> M<aria> de Heredia. / (Les Trophées.)« Vermutlich hat Hofmannsthal diese von Taube gesandte Probe mit gleichem Brief an Taube zurückgeschickt (vgl. auch oben Anm. 192).

<sup>213</sup> Welches Hofmannsthalsche Stück Ungern-Sternberg ins Französische zu übertragen gedachte, ist nicht eindeutig zu bestimmen. Hofmannsthals Hinweis auf erst später zur Verfügung stehende Exemplare deutet auf ein noch ungedrucktes Werk. Angesichts des Briefdatums käme am ehesten die Komödie »Der Unbestechliche« in Betracht, die drei Monate zuvor, am 16. März 1923, im Wiener Raimundtheater mit Max Pallenberg in der Titelrolle des Theodor ihre »sehr erfolgreiche« (BW Andrian, S. 344) Uraufführung erlebt hatte. Durch die überregionale Presse waren Taube und Ungern darüber zweifellos informiert. Trotz des großen Publikumerfolgs wird sich Hofmannsthal allerdings nicht zu einer Veröffentlichung des Textes in Buchform entschließen können. Nur der erste Akt war in der Beilage der »Neuen Freien Presse« vom 18. März 1923, als der einzige zu Hofmannsthals Lebzeiten veröffentlichte Teildruck, publiziert worden. Die noch Ende 1924 geäußerte Absicht, das Stück abermals umzuarbeiten (BW Strauss [1978], S. 530: 29.11.1924), wird Hofmannsthal nicht mehr verwirklichen. Vgl. insgesamt SW XIII Dramen 11, S. 5–112; S. 115–122.

<sup>214</sup> Paul Zifferer (1879–1929), österreichischer Schriftsteller, Kritiker und Diplomat; als langjähriger Freund setzt er sich nach seiner Berufung zum Presseattaché der österreichischen Gesandtschaft in Paris im Jahre 1920 unermüdlich für Hofmannsthal und dessen Werk in Frankreich ein, ganz im Sinne seines Bekenntnisses vom 29. Dezember 1923: »Glauben Sie nur ja nicht, lieber Freund, daß ich diese Sachwaltung als Belastung empfinde. Ich würde mich bemühen, die Werke Hugo von Hofmannsthals den Franzosen aufzuschließen selbst wenn mir niemals das Glück zuteil geworden wäre, Ihnen persönlich nahezukommen« (BW Zifferer, S. 160).

210 Klaus E. Bohnenkamp und Waldemar Fromm

– nein das will ich nicht glauben – dass die Beschäftigung die Sie auf sich genommen haben,<sup>215</sup> alles productive Leben überschüttet: auch wars ja im vergangenen Jahr nicht der Fall.

Ich bin, wie Sie wissen, immer und aufrichtig der Ihre.

Hofmannsthal

*Hofmannsthal an Taube*<sup>216</sup>

RODAUN BEI WIEN<sup>217</sup>

27 VI 26.

lieber Baron Taube

noch habe ich Ihnen nicht persönlich für Ihr Buch,<sup>218</sup> den dritten und, wie mir scheint, bedeutendsten von drei ausgezeichneten Romanen gedankt; wohl aber ihn mit der größten Aufmerksamkeit und wahrer Bewunderung für so viel Lebensverstand verbunden mit so viel Gestaltungskraft, gelesen; wohl aber seine besondere Situation im deutschen Schrifttum, als eines humoristisch=politischen Romanes ohne jede Beimischung des Caricaturalen, bei mir selber vielfach überdacht; wohl aber die verschiedensten Menschen aller möglichen Sphären auf ihn hingewiesen<sup>219</sup>– hoffentlich mit Erfolg, doch will ich an einer Stelle,

<sup>215</sup> Siehe oben Anm. 138.

<sup>216</sup> Ein Quart-Blatt, beidseitig beschrieben; mit Umschlag: S. H. / Otto Freiherrn v. Taube / Gauting / bei München. // Hofmannsthal / Rodaun b Wien. Poststempel: RODAUN, 28.6. (Jahreszahl unleserlich). Am linken Rand Taubes Blei-Notiz: »27.6.26. Opferfest«.

<sup>217</sup> Gedruckter Briefkopf.

<sup>218</sup> Das Opferfest (wie Anm. 35). Das Exemplar – vermutlich mit handschriftlicher Widmung Taubes – ist in Hofmannsthals Bibliothek nicht erhalten geblieben. Der Roman war im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel schon am 27. Februar 1926, Nr. 49, 2157, vom Verlag angezeigt worden.

<sup>219</sup> Unter anderen hatte er Max Clauss, den Schriftleiter der »Europäischen Revue«, »einen begabten jungen Deutschen« (Hofmannsthal an Katharina Kippenberg, 28.4.1927: BW Insel, S. 1003), auf diesen »ausgezeichneten politischen Roman« aufmerksam gemacht, »den ersten dieser Art, der einem deutschen Schriftsteller gelingt«. Am 8. und 11. Mai 1926 hatte er den Insel-Verlag gebeten, Clauss ein Exemplar zu überlassen; denn er »habe veranlaßt,« daß das Buch »durch diesen in der Europäischen Revue besprochen« werde – wozu es jedoch nicht kommt. Ein weiteres Rezensionsexemplar bittet Hofmannsthal ebenfalls am 11. Mai 1926 an den Wiener Journalisten Dr. Peter Kuranda (1896–1938) zu schicken (BW Insel, S. 983f.), dessen Hilfe er im folgenden Jahr während der Arbeit am »Herzog von Reichstadt« suchen wird (vgl. SW XXX Roman, Biographie, S. 384).

gegenüber dem Chefredacteur der Litterarischen Welt, diesen Hinweis noch schriftlich wiederholen.<sup>220</sup>

<sup>220</sup> Am 8. Mai hatte Hofmannsthal Anton Kippenberg wissen lassen, er werde »den Herausgeber der Litterar. Welt auf das Buch aufmerksam machen«, und nachdrücklich unterstrichen: »Man muß einem so vortrefflichen Schriftsteller wie Taube helfen« (BW Insel, S. 983f.). Doch erfüllen sich die gehegten positiven Erwartungen nicht. Im Rückblick teilt Hofmannsthal am 28. April 1927 Katharina Kippenberg summarisch mit: »Über Taube's Roman führte ich mit W<illy> Haas, dem klugen u. recht vorurteilslosen Herausgeber der ›Litterarischen Welt‹ nachdem ich ihn dazu bewegen hatte das Buch zu lesen, einen sehr eingehenden Briefwechsel; schließlich waren seine Einwände weit stärker als meine Argumente – und selbst über das Buch zu schreiben – dazu ist es mir zu fern, ich hätte es nicht können« (BW Insel, S. 1003). Schon zu Pfingsten 1926 hatte er Haas während einer Begegnung in Weimar auf Taubes Buch hingewiesen und am 28. Juli »nur den Menschen, gar nicht den Herausgeber« noch einmal an diesen »ausgezeichneten politischen Roman des ausgezeichneten u. so völlig unbeachteten Otto v. Taube« erinnert. Haas hatte sich, von Weimar heimgekehrt, das Buch »sofort kommen lassen«, konnte aber die Lektüre nur »mit Überwindung sehr großer innerer Widerstände« vorantreiben, angesichts der »schweren Bedenken«, die er – nach Bewältigung der ersten 150 von 580 Seiten – ausführlich analysiert. Dabei nimmt er, außer an gelegentlichen antisemitischen Tendenzen, Anstoß an der »ironischen Haltung des Dichters zu seinen Gestalten«. Sie setze »eine Art Souveränität der fast göttlichen Gerechtigkeit für sich« voraus, »Ungeheures in der Person des Dichters«, wie etwa bei den »ironischen« Prosawerken von Stendhal oder Mérimée. Das aber sehe er bei Taube nicht: »Wo ist das Plateau, von dem aus er ironisch ist? Das Plateau eines kleinen, in allen dumpfen Vorurteilen der Provinz befangenen Gutsbesitzers, der das ironisch sagt, was er sehr ernsthaft meint? [...] Gibt es heute überhaupt noch Souveränität, kann es sie geben?« Alles sei »heute nichts mehr als ganz wilde, pathologische, hysterische Hakenkreuzerei geworden, nachdem es seine volkbestimmende Basis tatsächlich verloren hat. Ich habe den leisen Verdacht, Taube wäre mir noch immer lieber, wenn er ein schlichter, ehrlicher Hakenkreuzler wäre wie <der antisemitische Schriftsteller und seit 1924 nationalsozialistische Abgeordnete im thüringischen Landtag und spätere Gauleiter Arthur> Dinter, statt ein bloß ironisch Kostümierter.« Taubes »formale Diszipliniertheit« hänge für ihn »fast organisch mit dieser inneren Disziplinlosigkeit« zusammen, »mit dieser vagen Gefühlsbestimmung der Figuren, mit dieser arroganten Wegwerfung und jener sentimental Ehrlichsprechung dieser oder jener Figur, dieses oder jenes Wesenszuges. Ich empfinde es als unmoralisch; und ich könnte dieses Unmoralische niemals innerlich akzeptieren, auch nicht einmal als sogenannte ›dichterische Vision‹, [...] wenn sie uns in uns vager statt fester machen! [...] Wie gerne würde ich Ihnen die Pistole an die Brust setzen mit der Frage: wie stellen Sie sich zu dieser Unverbindlichkeit Taubes, die überall stattgefundene letzte Entscheidung mimt, ohne sie ein einzigesmal uns fühlen zu lassen?« [...]«. Allerdings verkenne er »schon jetzt nicht die großartigen Intentionen Taubes. Er scheint mir etwas Ähnliches zu wollen wie Immermann.« Nach zwei Monaten erwidert Hofmannsthal am 17. September 1926 auf diesen »ernsten, schönen Brief«, über den er »viel nachgedacht« habe: »Sie haben mich völlig überzeugt, indem Sie mich auf die Schwäche des Ganzen im Geistigen hinweisen; ich war gewonnen (oder bestochen wenn Sie wollen) durch die Richtigkeit der nuance; aber es fehlt wohl dem Ganzen an dem was aus der Fläche in die dritte Dimension führt wie ich mir das Plastische (im Dichterischen) überhaupt nur aus der Gerechtigkeit ableiten kann.« Nach erneuter Bedenkzeit räumt er dann am 4. November in leisem Rückzug ein: »Themata wie [...]

212 Klaus E. Bohnenkamp und Waldemar Fromm

Es gab unlängst eine Enquête darüber, ob es heute verkannte Dichter gäbe;<sup>221</sup> Sie, lieber Baron Taube, sind unbeschadet der großen Achtung, welche Ihr litterarischer Name schon genießt, sicherlich ein nicht nach Gebühr erkannter Autor. Freuen Sie sich dieses Zustandes; er konnte in dieser Welt nur einen gehaltvollen Autor treffen – das Gehaltlose, ja die völlige freche Nullität findet überall ihre lärmenden Trabanten.

Ich freue mich, dass ich, auch an kleineren Arbeiten, den hohen Rang, die Reinheit und Gediegenheit Ihrer Hervorbringung immer erkannt habe: nach seinem vollen Wert schätzt man ja ein dichterisches Gebilde nur in schönsten, reinsten intuitiven Augenblicken. Ich hoffe es wird mir an solchen Augenblicken Ihren Werken gegenüber nie fehlen.

Immer aufrichtig der Ihre  
Hofmannsthal

Taube sind eben doch zu schwierig um sie, wenn beide Correspondenten in Arbeit begriffen sind, brieflich zu behandeln« (BW Haas, S. 64–70).

<sup>221</sup> Am Sonntag, dem 4. April 1926, war in der Neuen Zürcher Zeitung (Erste Sonntagsausgabe, Blatt 3. Literarische Beilage) Hofmannsthals Antwort auf Eduard Korrodis Rundfrage »Verkannte Dichter unter uns?« erschienen. In einer Vorbemerkung hatte Korrodi notiert: »Wir lassen heute Hugo v. Hofmannsthal den Chor anführen und Thomas Mann ihn beschließen. Ein zweiter Teil der Rundfrage wird in der nächsten literarischen Beilage veröffentlicht und mit einer Antwort höchsten Ernstes von Rudolf Borchardt besiegelt werden.« Hofmannsthal nennt in seinem Beitrag Taube nicht, wohl aber – neben »Verkannten« älterer Epochen wie Immermann, Hölderlin, Büchner, ja »Goethe selber« – aus »dieser Zeit« Rudolf Alexander Schröder, Rudolf Pannwitz, Otto zur Linde und Ernst Fuhrmann (GW RA III, S. 215f.). Ein Jahr später, am 28. April 1927, geht er auf das Thema mit einer weitausholenden Betrachtung ein, in der er, als Antwort auf einen verlorenen Brief Katharina Kippenbergs, Wert und Einfluß literarischer Kritik auslotet und zum Lob verkannter Insel-Autoren anhebt: »Sie haben in allem völlig recht, und Sie konnten keine besseren Beispiele anführen, als daß Sie, Kassner als einen besonderen Fall beiseite lassend, Carossa und Taube nennen. [...] Ja, man sieht sich nach Hilfe um, in diesem wie in anderen Fällen – aber man findet sie nicht. [...] Sehen Sie, Menschen wie Mell, wie Carossa, wie Taube ermangeln nicht der achtungsvollen Erwähnung. Wie oft lese selbst ich, dem wenig in die Hand kommt, einen dieser Namen sehr achtungsvoll sehr liebevoll erwähnt [...]. Was diesen Producten mangelt – und dafür hat das Publicum einen Instinct – ist das Interessierende – das zeitweilig, momentan als »interessant« gewertete. Diese Producte sind zu rein dafür, mag sein – darum werden sie auch nach fünf, nach zehn, nach zwanzig Jahren ihre Leser haben – aber für die zeitgebundenen Leser, die vielen, ist das Interessante (welches irgendwie ein Actuelles ist) alles – jenes andere nichts.« Mit Blick auf Stefan Zweigs Novellen, die er nicht kenne, heißt es weiter, diese müßten beim Publikum »jene wahre momentane Anziehung ausüben die man durch keinen Hinweis, durch keine Würdigung den Arbeiten von Carossa oder Taube zu verleihen vermöchte« (BW Insel, S. 1001–1003).

Hugo von Hofmannsthal und Otto von Taube – Briefe 213

Sehr verehrter Herr von Hofmannsthal!

Es war mir eine Aufregung, wie ich sie nur selten habe, seit ich nicht mehr Jüngling bin, als ich Ihren Turm in Händen hielt, und ihre Zeilen darinnen las.<sup>223</sup> Die gaben dem Augenblick fast das Gefühl eines polycratischen Glückes.<sup>224</sup> – Denn so ehrende Worte von Ihnen! Die Zahl ist ja an den Fingern abzuzählen deren, die solchen Worten heute höchsten Wert zu verleihen fähig und berechtigt sind. Gleich stellte sich mir auch die Köstlichkeit der Gabe selber vor nach dem Akt, den ich aus den Bremer Beiträgen<sup>225</sup> kannte. Und so hätte ich Ihnen am liebsten gleich geschrieben, wollte es aber doch nicht tun, ehe ich nicht das ganze Trauerspiel gelesen hätte. Dazu aber fand sich nicht die Musse, bis ich neulich zwei Abende hinter einander dem Turme widmen konnte und

<sup>222</sup> Ein Faltbogen (oktav), vier beschriebene Seiten; ohne Umschlag.

<sup>223</sup> Das Widmungsexemplar ist derzeit nicht nachzuweisen; Taubes Bibliothek wurde aufgelöst und verkauft: Der Turm. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hugo von Hofmannsthal. München: Bremer Presse 1925. Im Impressum heißt es: »Diese erste Buchausgabe ist in zweihundertundsechzig numerierten und von Hugo von Hofmannsthal signierten Exemplaren auf der Handpresse gedruckt worden. Den Titel und die Initialen hat Anna Simons gezeichnet.« Das Buch war Ende November/Anfang Dezember 1925 ausgeliefert worden (vgl. SW XVI.2 Dramen 14.2, S. 233, S. 260), und zwar in einer bereits substantiell überarbeiteten Fassung, die gegenüber dem Erstdruck in den »Beiträgen« (Aufzug I und II im Zweiten Heft der Ersten Folge; Aufzug III bis V im Zweiten Heft der Zweiten Folge) »energische, vielleicht sogar zu scharfe Kürzungen« aufweist (vgl. Hofmannsthal an R. A. Schröder, 29.6.1925, in: Corona X/6 (1943), S. 798; SW XVI.1 Dramen 14.1, S. 143; SW XVI.2 Dramen 14.2, S. 423). Um die gültige Fassung wird Hofmannsthal bis zum Spätherbst 1927 ringen; noch die letzte – dritte – Druckfassung, die 1927 bei S. Fischer erscheint (Weber VIII 72. 20, jetzt: SW XVI.2 Dramen 14.2, S. 124–220), wird er, wie die Varianten aus dem Nachlaß zeigen (ebd., S. 221–228; S. 251–255), einer strengen Durchsicht unterziehen. Taube beruft sich auf diese Buchdrucke, wenn er in seinem späteren Essay über den »Turm« (wie Anm. 237) schreibt: »Anderthalb Jahre vor der Uraufführung las ich diese Dichtung in ihrer ersten Fassung, von der die endgültige vom Ende des dritten Aktes an äußerlich völlig abweicht, ohne daß jedoch der Urgrund, aus dem sie erwachsen, ein anderer geworden wäre.«

<sup>224</sup> Anspielung auf das sprichwörtliche »Glück« des Polykrates, des Tyrannen von Samos, wie es sich in der von Herodot (Historien 3,42) erzählten Geschichte vom Ring spiegelt, mit dessen freiwilligem Opfer Polykrates dem Neid der Götter zu entgehen sucht; vgl. Schillers Ballade »Der Ring des Polykrates«.

<sup>225</sup> Gemeint sind die »Neuen deutschen Beiträge« (vgl. oben Anm. 139); zum »Turm« siehe oben S. 194 mit Anm. 159.

im Genuss der Fülle und dem Staunen vor der Grösse, die er bietet, nach langer Zeit wieder einmal ergriffen und gepackt war. Ich möchte Ihnen danken und weiss doch nicht, wie das richtig auszusprechen. Sie werden zwischen den Zeilen lesen müssen.

Noch treibt es mich, Ihnen zu sagen, wie sehr mich neulich Ihre Worte an die Freunde des humanistischen Gymnasiums, die neulich in den Münchener Neusten Nachrichten standen,<sup>226</sup> bewegt haben. Mich dünkt, das heute Besiegte ist nicht das Schlechteste gewesen, und Leben, Fortleben, Sichdurchsetzen, Siegen sind keine Kriterien für Wert auf jeden Fall, wie das unsere heutige vitalistische Zeit meint. Ich denke dabei an die Völkerwanderung, die so vieles, was wert war, von der Erdoberfläche verschwinden liess. Und doch glaubten einige gerade an das Zerstörte und wurden trotz der Zerstörung daran nicht irre. Still ward es in Klöstern und da und dort weitergepflegt und damit – für die Zukunft gerettet. Und dieses Aufbewahren für die Zukunft, für kommende Renaissance ist vielleicht ein heiligerer Dienst als Geschichte der Gegenwart machen, wie sehr auch sie und ihre Macher notwendig sein mögen. Solche Gedanken sind mir immer ein Trost. Ihre Zeilen haben mich angeregt, schärfer hierüber nachzudenken und mir über diesen Trost noch klarer zu werden. Auch dafür muss ich Ihnen danken und wird Ihnen wohl mancher dankbar sein.

Die Freude am Turm, die seltene Freude, etwas, das heute entstand, schön, voll, reif und voll Grösse zu finden, erquickt mich oft in unbeschäftigten Augenblicken und wird mich noch weiter erquickern.

Haben Sie also nochmals Dank nebst allen Empfehlungen

Ihres stets in Verehrung getreuen

Otto Taube

<sup>226</sup> Hofmannsthal hatte dem Verein der ›Freunde des humanistischen Gymnasiums‹ in Wien anlässlich der Feier seines zwanzigjährigen Bestehens eine Verlautbarung zukommen lassen, die bei der Vereinsversammlung am 5. Juni verlesen und unter dem Titel ›Humanismus‹ zunächst am 6. Juni 1926 in der Wiener ›Neuen Freien Presse‹ sowie in den ›Mitteilungen des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums‹ veröffentlicht wurde (25. Heft, 1926, S. 22–25). Anschließend war der Text am 15. September 1926 in den Münchner Neuesten Nachrichten mit der geänderten – letztgültigen – Überschrift ›Vermächtnis der Antike‹ nachgedruckt worden (GW RA III, S. 13–16; vgl. Weber X 232:1–3).

Sehr verehrter Herr von Hofmannsthal!

Durch die Übersendung Ihres Münchener Vortrags,<sup>229</sup> den ich vor Jahresfrist mit solcher Bewegung mitangehört hatte, haben Sie mir eine grosse Freude gemacht und durch Ihre eigenhändigen Dedikationsworte<sup>230</sup> fühle ich mich geehrt und gehoben gerade in einem Augenblicke, wo es mit meinem Selbstgeföhle nicht zum allerbesten stand. Haben Sie unendlichen Dank dafür, auch im Namen meiner Frau. Wir haben den Vortrag zusammen gehört, wir haben ihn jetzt auch zusammen gelesen; uns beiden war noch jedes Wort gegenwärtig.

<sup>227</sup> Ein Faltbogen (oktav), vier beschriebene Seiten, ohne Umschlag.

<sup>228</sup> Seine Verbindung zu Taube hatte Hofmannsthal vier Monate zuvor erneut bekräftigt, als er Otto Heuschele mit Blick auf dessen 1927 zusammengestellte Sammlung »Die Ausfahrt. Ein Buch deutscher Dichtung« am 19. Juli 1927 versicherte, er habe »Ursache« sich an diesem Unternehmen »zu freuen«; denn »mit Mell, Carossa [...] Taube bin ich wirklich unter den Meinigen« (Otto Heuschele, Hugo von Hofmannsthal. Dank und Gedächtnis. Mit einem Anhang: Aus Briefen Hugo von Hofmannsthals an den Verfasser. Freiburg 1949, S. 90). Taube ist in der Sammlung auf S. 206f. mit »Zwei Gedichte<n>« vertreten: »Klage« (»Laß vom verwitterten Turme die Wetterfahne ...«) und »Neid« (»Heiser kam der Zug der wilden Gänse ...«) (Taube-Bibliographie Nr. 162); das letztgenannte wird Taube unter dem Titel »Wildgänse« mit kleinen Änderung zehn Jahre später in den Band »Wanderlieder und andere Gedichte« (Merseburg 1937:Taube-Bibliographie Nr. 14), S. 54, aufnehmen.

<sup>229</sup> Mitte Oktober 1927 war Hofmannsthals große Rede »Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation« (GW RA III, S. 24–41) als Sonderveröffentlichung der Neuen deutschen Beiträge im Verlag der Bremer Presse ausgeliefert worden. Eingeladen von der Münchener Goethe-Gesellschaft sowie der Dichtervereinigung »Die Argonauten«, hatte Hofmannsthal am 10. Januar 1927 im Auditorium Maximum der Universität über dieses, wie er einräumt, »gefährlich weit gespannte Thema«, gesprochen, mit dem er sich »plagt wie ein Hund«, um damit »zu Rande <zu> kommen« (BW Wiegand, S. 162: 25.12.1926; 2.1.1927; vgl. BW Kassner [2005], S. 279–282). Gleichwohl gilt das Vorgetragene, das sich eng mit den politischen Aspekten der »Turm«-Dichtung berührt, als Gipfel und Summe seiner kulturpolitischen Äußerungen, die, wie die Münchner Neuesten Nachrichten am 12. Januar 1927 melden, als »großes und repräsentatives Ereignis« mit »anhaltendem Beifalle des Hauses« bedacht worden waren. Als Erstdruck war der Text im Juli 1927 in der »Neuen Rundschau« (XXXVIII. Jg. der freien Bühne. Siebentes Heft, S. 1–26) erschienen; drei Monate später wird er »als Büchlein« im Verlag der Bremer Presse herausgebracht. Am 8. November hatte Hofmannsthal dem Verlagsleiter Willy Wiegend mitgeteilt, er habe ein Exemplar an »Taube« geschickt (BW Wiegand, S. 176).

<sup>230</sup> Das Widmungsexemplar war bislang nicht zu ermitteln.

Zeitabschnitte der Dürre<sup>231</sup> hat wohl jeder. Der letzte bei mir dauerte aber wirklich ein wenig lange, volle anderthalb Jahre; seit Frühherbst war er im Abflauen, seit den Heidelberger Kulturbundtagen<sup>232</sup> durfte ich ihn für beinahe überwunden halten. Ihre Gabe und Ihr Gedenken haben mich so gestärkt, dasz ich dem bösen Feinde den Garaus gemacht zu haben glaube.

Dasz ich dieses Zustands solange nicht habe Herr werden können, darüber kann ich mir allerdings keine Vorwürfe machen. Er hatte Gründe, die auch Sie kennen. Ich glaubte diese Sorge damals aus Ihrem Vortrag herauszuhören, und der Wortlaut den ich jetzt las, bestätigt mir die Vermutung von damals. Es ist jene Sorge, die Sie zum Aussprechen jener Worte veranlasst hat, die zuletzt auf S 14 stehen und auf S. 15 übergehen.<sup>233</sup> Sie hatten mich unendlich erschüttert, als ich Sie hörte.

<sup>231</sup> In diesem Zusammenhang hatte Taube sieben Monate früher, am 22. April 1927, in einem Brief an Katharina Kippenberg schonungslos die Bilanz gezogen, er habe seit dem »Opferfest« von 1926 »nichts mehr von mir aus geschrieben, nur übersetzt und bestellte Journalistenarbeit geleistet. Ich kann meine Schriftstellerei, ich kann überhaupt Schriftstellerei nicht mehr ernst nehmen. Mir wird wie dem späten Tolstoi zumute. Erst ward die bildende Kunst mir zur Eitelkeit, dann die Lyrik zur Albernheit, und jetzt finde ich, dass alle nicht auf Menschenerziehung gerichtete Tätigkeit etwas Überflüssiges ist. [...] Natürlich werde ich mit Schriftstellern nun nicht aufhören. Hätte ich einen anderen Beruf, so täte ich es gewiss. Aber, diese Tätigkeit wandelt sich jetzt für mich um aus Schaffen in Arbeit [...]« (Die Insel. Katalog der Ausstellung. Marbach a. N. 1965, S. 237). Zu einer grundlegenden »Wandlung« dieser Haltung hatte maßgeblich die Begegnung mit Richard Billingers Lyrik im Herbst 1927 beigetragen: »Sie setzte nun damit ein, daß nicht nur alles, was ich seit jeher gereimt hatte, mir auf einmal unnütz, gespielt, unecht – kurzum als »schlechte Romantik«, als Lüge – erschien, daß nicht nur von mir bisher Höchstgeschätztes vor solcher Urkraft zusammensank; sondern es war auch diese schmerzliche Demütigung wettgemacht durch eine beseligende Erlösung: gebannt war der Alp der seit Jahren auf mir lastenden Spenglerischen Lehre, daß die Zeit des Dichtens vorüber sei« (Münchener Neueste Nachrichten, 30.6.1928; s. Anm. 249).

<sup>232</sup> Siehe Anm. 234.

<sup>233</sup> Hier (= GW RA III, S. 28) heißt es: »Wenden wir uns der eigenen Nation zu, so tönt uns freilich geradezu das Gegenteil jener Einhelligkeit entgegen. Von einer Zusammenfassung aller produktiven Geisteskräfte der Nation im Gebiete der Literatur kann keine Rede sein; oder wir müßten uns darauf einlassen, unter dem Begriff Literatur hier etwas völlig anderes zu verstehen als dort. Jener Kreislauf zwischen dem Geistigen und dem Gesellschaftlichen, auf den dort alles hindrängt, in den schließlich alles einmündet, ihm wirkt hier der tiefste Instinkt entgegen. [...] Kein Zusammenhang in der Ebene der Gleichzeitigkeit, kein Zusammenhang in der Tiefe der Geschlechterfolge. Jenes Fortwirken dort des einmal Geleisteten, wodurch eine gleichzeitige geistige Präsenz von zwölf Generationen erreicht wird, hier ist von ihr, strenggenommen, keine Spur. Der ganze Begriff geistiger Tradition erscheint nur höchst

Und mit Recht. Denn diese Sorge ist begründet, die Sorge, dasz unter dem Deutschen Volke die Möglichkeit besteht, dasz höchste Leistung im Allgemeinen vertan sein könnte und nichts weiter bedeuten als Förderung der betreffenden privaten Persönlichkeit, die in ihr ihre Höhe hat bekunden können. Ich habe aus Alfred Webers Worten in der Diskussion mit Bodrero in Heidelberg sogar ein Gutheissen, mindestens ein Sichabfinden damit herausgehört, dasz es bei uns so ist. Nur die Krassheit seines Ausspruchs, die Masse sei traditionslos, und, was die Masse nicht angehe, sei »Salongeschwätz« tat mir insofern wohl, als sie mich zum Widerspruche reizte und statt suggestiver die gegenteilige Wirkung auf mich hatte.<sup>234</sup> Ausserdem sah ich nach endlosen Jahren in

bedingungsweise anerkannt [...]«. Diesen Befund verdeutlicht Hofmannsthal am Beispiel der »zwei größten Historiker« Johannes von Müller und Leopold von Ranke, vor allem aber an einem »Phänomen wie Goethe« und führt aus: »[...] will man herab in eine tiefere Strömung als das oberflächliche Gerinnsel der Bildungstradition, sieht man ab von der nicht ganz angenehmen Goethevertraulichkeit der Philologen und der Goethepietät der Einzelnen, so kommt man zu der Einsicht: daß sein Wirken als ein schlechthin gegebenes, das durch alle Schichten hin fortwirke, als Besitz, als ein Haben, als eine Immanenz im geistigen Bestehen nicht gelten kann [...]«.

<sup>234</sup> Taube hatte an der Vierten Tagung des 1922 von Prinz Karl Anton Rohan gegründeten »Europäischen Kulturbundes« teilgenommen, mit dem sich Sektionen anderer Länder zum »Internationalen Verband für kulturelle Zusammenarbeit« vereint hatten. Ausgerichtet von Alfred Weber, fand sie vom 20. bis 22. Oktober 1927 unter dem Vorsitz des Archäologen Ludwig Curtius in Heidelberg und Frankfurt a. M. statt. Sie stand unter dem wohl von Alfred Weber gewählten Titel: »Die Rolle der Geschichte im Bewußtsein der Völker«. Als Leiter der italienischen Delegation hatte der Philosoph und Politiker Emilio Bodrero (1874–1949), damals Unterstaatssekretär, in seiner Rede »Die Geschichte als dynamisches Gesetz« offen faschistische Ideen vertreten und Mussolini in peinlichem Ton gehuldigt (abgedruckt in: Europäische Revue, 3. Jg., 2. Halbjahr 1927/28, S. 644–651). Dagegen hatte Weber in einem spontanen Debattenbeitrag eindeutig Stellung bezogen. Taubes Zitate berufen sich auf Webers gesprochenen Einwurf, ebenso wie sein Bericht »Nachklang zum internationalen Kulturbundkongreß« (Hochland, 25. Jg. 1927/28, S. 318–321, bes. S. 320), wo er referierend argumentiert: »Gewiß besteht die von Professor Weber behauptete Gefahr, ohne Rücksicht auf die traditionslose Masse könne eine Besprechung unter Traditionsverhafteten zum Salongeschwätz werden. Doch können wir, die wir den Krieg erlebt haben, zwischen Salon und Masse keine unüberbrückbare Kluft sehen.« Den mündlich geprägten Ausdruck »Salongeschwätz« hat Weber in einer nachträglich fixierten Fassung seines Beitrags (»Ich habe, wenn ich nicht irre, etwa gesagt«) zu »Salongespräch« abgemildert: »Die europäischen Völker sind weitgehendst heute schon traditionslose Massen [...]. Wollen wir nicht bloße Salongespräche führen, so ist zu überlegen: wie soll zwischen dem, wovon wir reden, wenn wir es im europäischen Sinn geklärt haben, und den Massen eine Verbindung hergestellt werden? Diese Verbindung muß geschaffen werden – bei Todesstrafe unserer Kultur« (Alfred

Heidelberg wieder persönlich Vertreter der romanischen Kulturen und sah aus ihrer Einstellung, dass Webers apodiktischem Ausspruch jedenfalls der universelle Hintergrund, ein allgemein-menschlicher fehlte, wenn jener Ausspruch auch vielleicht für uns der Berechtigung nicht ermangeln sollte, – oder doch für unsere Gegenwart gelten. Wenn Keyserling das Zeitalter des chauffeurs proclamiert, so will er doch zugleich auch dessen Überwindung.<sup>235</sup> Der chauffeur ist heute Macht. Allein die

Weber, Mythologie oder Wirklichkeit; in: Europäische Revue, 3. Jg., 2. Halbjahr 1927/28, S. 641–644, aufgenommen in: Alfred-Weber-Gesamtausgabe. Bd. 7: Politische Theorie und Tagespolitik. 1903–1933. Hg. von Eberhard Demm. [1999], S. 549–552; vgl. ferner den Tagungsbericht von Max Clauss, in: Europäische Revue, a.a.O., S. 690–693). Taube hatte bereits im ersten Halbjahr des 3. Jahrgangs der »Europäischen Revue« (Heft 11. 1927, S. 293–297) Emilio Bodreros Essay »Fascistische Gesetzgebung« in deutscher Übersetzung vorgelegt (Taube-Bibliographie Nr. 1073). – Ein Interesse an dieser Tagung konnte Taube bei seinem Briefpartner voraussetzen, da Hofmannsthal am 18. Oktober des Vorjahrs den Dritten Kongreß des Bundes in Wien eröffnet und geleitet hatte (vgl. Hofmannsthals »Ansprache bei Eröffnung des Kongresses der Kulturverbände in Wien«: GW RA III, S. 19–23, sowie seine »Begrüßung des internationalen Kongresses der Kulturverbände«, ebd., S. 17f.). Hofmannsthal begleitet die kulturpolitischen Bestrebungen Karl Anton Rohans zwar mit Vorbehalt als die eines »aristokratisch-dilettantischen Wirtkopf<s> und Geschaftehuber<s>, dem er »konsequent aus dem Wege« gehe (BW Strauss [1978], S. 482: 4.9.1922), befürwortet andererseits die Ziele von dessen Monatsschrift (vgl. »Europäische Revue« [1926]: GW RA III, S. 78–83; S. 635), deren Erstes Heft er im April 1925 mit programmatischen Bemerkungen über »Europa« eingeleitet hatte (P IV, S. 242–243; fehlt in GW RA III). Zum Verhältnis Hofmannsthal – Kulturbund vgl. auch Eberhard Demm, Von der Weimarer Republik zur Bundesrepublik. Der politische Weg Alfred Webers 1920–1958. Düsseldorf 1999: Schriften des Bundesarchivs 51, S. 218f.

<sup>235</sup> Taube bezieht sich auf einen Gedanken, den Hermann Graf Keyserling während der VIII. Tagung der Gesellschaft für Freie Philosophie in Darmstadt im Rahmen seines Vortrags »Der sich wandelnde Planet als Einheit« erörtert hatte. An dieser Tagung der »Schule der Weisheit« vom 24. bis 30. April 1927 hatte Taube mit seiner Frau teilgenommen. Die ebenfalls anwesende Christiane von Hofmannsthal, die Taube im Münchner Hause Ludwig Woldes kennengelernt hatte (vgl. Begegnungen [wie Anm. 8], S. 47), nennt unter den »stilleren Weisen« »Otto Täubchen mit Gemahlin« und beschließt ihren höchst humorvoll-ironischen Bericht mit dem Fazit: »Es ist eine grandiose und echt deutsche Narrheit und es steht dafür es gesehen zu haben, wirklich wahr« (Christiane von Hofmannsthal. Ein nettes kleines Welttheater. Briefe an Thankmar Freiherr von Münchhausen. Hg. von Claudia Mertz-Rychner in Zusammenarbeit mit Maya Rauch. Frankfurt a. M. 1955, S. 103f.). Keyserling hatte die Chauffeur-These bereits in seiner im Vorjahr erschienenen Schrift »Die neuentstehende Welt« (Darmstadt 1926, S. 28f.) behandelt und auf die selbstgestellte Frage: »Welcher Typus verkörpert den modernen Massegeist?« geantwortet: »Es ist der Chauffeur; er ist der bestimmende Typus dieses Massenzeitalters nicht minder, wie es der Priester, der Ritter, der Kavalier in anderen war. Der Chauffeur ist der technisierte Primitive.« Im Darmstädter

Aufforderung alle andren Götter ihm zu liebe zu verbrennen, der füge ich mich nicht. Doch ward mir das erst klar, als ich sie so unumwunden aussprechen hörte.

Darin bestand für mich die Wohltat von Heidelberg. Und Ihre Wohltat besteht darin, dasz sie mich, – der ich mich kaum gefunden habe und noch schwanke – in meiner Wiederfindung bestärkt und stützt. So ist Ihre Gabe mir nicht nur zum Anlass äusserer Freude, sondern wirklich zu einer inneren Erquickung geworden, für die der Dank bleiben wird. Ich wünschte, ich verstünde, ihn Ihnen so voll, wie ich ihn empfinde, auszudrücken, Ihnen daher auch nicht nur von meinen Empfindungen zu sprechen, sondern auch von der Grossheit, die in diesen wenigen, doch so schönen Seiten, darauf Sie zu uns reden, wohnt. Dank, Dank von Herzen und viele Empfehlungen Ihnen und Ihren verehrten Angehörigen

von Ihrem stets treu ergebensten  
Otto Taube

Vortrag hatte Keyserling konstatiert: »Wir leben am Beginn eines neuen und dieses Mal erdumspannenden Nomadenzeitalters; dem des dominierenden Chauffeurs [...]« (gedruckt im Sammelband »Mensch und Erde«. In Darstellungen von Graf Hermann Keyserling, Hans Much, C. G. Jung u. a. hg. vom Grafen Hermann Keyserling. Schule der Weisheit: Der Leuchter. Weltanschauung und Lebensgestaltung. Achstes Buch. Darmstadt 1927, S. 13–30, bes. S. 29f.). Taube selbst verfaßt einen ausführlichen Tagungsbericht in: Der Weg zur Vollendung. Mitteilungen der Gesellschaft für freie Philosophie / Schule der Weisheit Darmstadt. Hg. von Graf Hermann Keyserling. 14. Heft. Darmstadt 1927, S. 18–62, in dem er den Chauffeur-Gedanken nicht eigens hervorhebt, wohl aber »von < sich > aus« Hofmannsthal Reverenz erweist, indem er dessen »schicksalsschweren Vers« aus dem Gedicht »Manche freilich« zitiert: »Ganz vergessener Völker Müdigkeiten / Kann ich nicht abtun von meinen Lidern« (ebd., S. 25).

220 Klaus E. Bohnenkamp und Waldemar Fromm

in Eile

lieber Baron Taube,  
der Aufsatz freut mich sehr.<sup>237</sup> Ich danke Ihnen sehr, dass Sie mir ihn geschickt haben.

Wenn ich ein Wort über seine Verwendung sagen darf, ohne unbescheiden zu sein, so wäre es dies: in einer Zeitschrift nützt ein solcher Aufsatz dem Verständnis des Stückes doch weit mehr als in einer Tageszeitung. Aber ich weiß zufällig wen Rychner schon um einen Artikel über den »Turm« gebeten hat<sup>238</sup> – so wäre vielleicht die Zeitwende das Beste.

Sehr herzlich Ihr

Hofmannsthal

<sup>236</sup> Ein Oktav-Blatt (wohl von einem Faltbogen abgetrennt), mit Schnittspuren am linken Rand, beidseitig beschrieben; ohne Umschlag. Über dem Datum Blei-Notiz von Taubes Hand: »zu Turm Aufsatz«.

<sup>237</sup> Hofmannsthal hatte am 3. Februar 1928, dem Vorabend der Münchner Uraufführung seines »Turms«, den Wunsch geäußert, Taube möge über das Stück schreiben (vgl. Otto von Taube, Hofmannsthals »Turm«; in: Das Literarische Deutschland, 2. Jahrgang, Nr. 19: 5.10.1951, S. 7; s. auch oben S. 161f.). Mit dem vorangehenden, nicht überlieferten Schreiben hatte ihm Taube das Manuskript des Textes zur Einsicht überlassen, der, wie von Hofmannsthal empfohlen, im September 1928 in der Zeitschrift »Zeitwende« (Vierter Jahrgang, 2. Hälfte, Heft 9, 1928, S. 262–266) gedruckt wird. Hier geht Taube abermals auf den »seltsamen Traum« ein (s. oben S. 162), den er »sogleich als meine eigene Spiegelung des im ›Turm‹ gestalteten Hofmannsthalischen Erlebnisses« beurteilt, »obwohl auf den ersten Blick Traum und Dichtung nichts miteinander gemein zu haben schienen. Erst bei der Aufführung vernahm ich an bedeutsamen Stellen sogar Wendungen, die auch in meinem Traume bedeutsam gewesen waren«. Insgesamt gibt der Essay eine tiefotende Deutung des Stückes, die weit in die Geistes-, Ideen- und Theatergeschichte ausgreift. Über die Aufführung fällt kaum ein Wort; sie war, wie Taube, in Übereinstimmung mit der zeitgenössischen Kritik, an anderer Stelle urteilt, »schlecht«, was jedoch »der Wucht der Dichtung nichts anhaben und ihre Tiefe nicht verdecken <konnte>. Ihre Wirkung auf mich war ungeheuer; nächtelang setzten sich in mir die Träume fort, in denen sie sich widerspiegelte« (Begegnungen [wie Anm. 8], S. 51).

<sup>238</sup> Max Rychner (1897–1965) hatte als Herausgeber der »Neuen Schweizer Rundschau« den Heidelberger Indologen Heinrich Zimmer (1890–1943) für eine Besprechung des »Turm« vorgesehen und in diesem Sinne am 29. März 1928 Hofmannsthal wissen lassen, daß das, was Zimmer »über den ›Turm‹« gesprochen habe, »unmittelbar in erstaunliche Tiefen des Erfassens« gegangen sei: »Geschrieben wird es wohl etwas vom Stichhaltigsten sein, das über Ihre Dichtung ausgesagt wird« (Fischer-Almanach 87, S. 29). Zu einem solchen

Hochverehrter Herr von Hofmannsthal!

Wie sehr<sup>240</sup> bin ich Ihnen dankbar! Wie gütig war es von Ihnen, sich so sehr für mich zu bemühen und einzusetzen.<sup>241</sup> Ich merkte es schon gleich beim Empfange durch Professor Cossmann<sup>242</sup> an, in welcher freundlichen und eifrigen Weise Sie für mich gewirkt hatten. Ich bin

Beitrag wird es allerdings nicht kommen. – Heinrich Zimmer hatte sich im März 1928 mit Hofmannsthals Tochter Christiane verlobt; die Hochzeit findet am 14. Juni desselben Jahres in Heidelberg statt.

<sup>239</sup> Zwei Quart-Blätter, drei beschriebene Seiten; ohne Umschlag.

<sup>240</sup> Im Original: »Sehr«.

<sup>241</sup> Hofmannsthal hatte bei der Zusammenkunft am 3. Februar 1928 Taube »sofort« seine »Hilfe« angeboten, in Gestalt einer »Empfehlung an die Münchener Neuesten Nachrichten«, wodurch sich Taubes »Beziehung dorthin« befestigten: »Wenn ich seitdem öfter Verdienst fand durch Veröffentlichungen in der Presse, so habe ich das Hofmannsthal zu danken« (Begegnungen [wie Anm. 8], S. 49). Über Hofmannsthals Intervention bei Cossmann in Sachen Taube war nichts Näheres zu ermitteln. Taubes ab 1928 verstärkte Mitarbeit an dieser Zeitung, für die er schon seit 1924 mehr oder weniger regelmäßig geschrieben hatte, dokumentiert die Taube-Bibliographie; sie verzeichnet als seinen letzten Beitrag am 22. März 1933 den Text »Schwäbische Landschaften« (Taube-Bibliographie Nr. 380) – nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten und der Verhaftung Nikolaus Cossmanns (s. die folgende Anm.) wird er dort nicht mehr publizieren.

<sup>242</sup> Nikolaus Paul Cossmann, geboren 1869 in Baden-Baden, einer der führenden Publizisten vom Beginn des Jahrhunderts bis zur Weimarer Republik. Seit 1904 Mitbegründer und Herausgeber der »Süddeutschen Monatshefte«, befolgte er einen national-konservativen Kurs. Als 1920 die größte süddeutsche Zeitung, die Münchner Neuesten Nachrichten, und ihr Verlag Knorr & Hirth an ein Konsortium rheinischer Schwerindustrieller unter Führung der Gutehoffnungshütte in Oberhausen übergeht, wird Cossmann Verlagsleiter bei Knorr & Hirth und übt seinen Einfluß nicht nur als politischer Berater, sondern auch in Fragen der Personalpolitik aus. Zu den Zeitungen des Verlags gehört seit 1926 die »Süddeutsche Sonntagspost« mit ihrem Chefredakteur Walther Tschuppik, für die Taube jedoch nicht schreiben wird. – Cossmann wird im März 1933 als unbedingter Hitler-Gegner verhaftet und über ein Jahr gefangen gehalten. Nach fast zehnjährigem Leben in strenger Zurückgezogenheit wird er im Sommer 1942 nach Theresienstadt verschleppt, wo er im Oktober desselben Jahres umkommt; vgl. die Erinnerungen des ehemaligen Leiters der Verlagsgruppe Anton Betz »Paul Cossmann und die Münchner Publizistik« (in: Publizistik. 10. Jg. 1965, S. 376–381) sowie die Erinnerungen Karl Alexander von Müllers, des zeitweiligen Mitherausgebers der »Süddeutschen Monatshefte«, in seinen Memoiren »Mars und Venus. Erinnerungen 1914–1919« (Stuttgart 1954) und »Im Wandel einer Welt. Erinnerungen 1919–1932« (München 1966).

222 Klaus E. Bohnenkamp und Waldemar Fromm

nun zu stärkerer Mitarbeit an den Blättern, die unter Prof. Cossmann stehen, aufgefordert worden. Ich soll namentlich für die Sonntagspost schreiben, die mir nun zugeht, damit ich mich zunächst mit ihr einlebe. Ausserdem soll ich meine Arbeiten für den Feuilleton der Neuesten nicht der Redaktion unpersönlich einsenden, – allwo sie oft 3 Jahre liegen – sondern Prof. Cossmann selber. Das ist eine grosse Sache bei den Redaktionsverhältnissen.

Wir beide<sup>243</sup> sind Ihnen von Herzen dankbar.

Ich danke auch sehr für den freundlichen Brief. Den Aufsatz über den Turm brachte ich der Zeitwende. Man wollte ihn begreiflicher Weise erst lesen, und meinte, es werde noch eine Weile dauern, bis sie für ihn Platz hätten. Ich glaube aber, das schadet nichts, finde es auch besser, dasz er erst im künftigen Winter als jetzt erscheine,<sup>244</sup> wo die Leute mehr Sommerfreuden als den Genuss von Buch oder Schauspiel im Kopfe haben.

Ich fand ihren Brief gerade vor, nach meiner Rückkehr aus Parz,<sup>245</sup> wo Thun auch Billinger eingeladen hatte, den ich seit vorigem Herbst kennen zu lernen mich sehnte.<sup>246</sup> Und ich ward nicht enttäuscht. Ich finde

<sup>243</sup> Taube und seine Frau Marie.

<sup>244</sup> Zum Druck im September 1928 s. oben Anm. 237.

<sup>245</sup> Taubes Freund, Paul Graf Thun-Hohenstein (vgl. Begegnungen [wie Anm. 8], S. 80–93), hatte seit Frühjahr 1926 das »neue« Schloß in Parz bei Grieskirchen in Oberösterreich gemietet, wo Taube »jedes Jahr, bisweilen auch mehrmals« zu Gast ist (ebd., S. 84f.).

<sup>246</sup> Richard Billinger (1890–1965), Lyriker, Dramatiker und Erzähler. Taube schildert am Beginn seines Essays über Billingers »Perchtenspiel« am 30. Juni 1928 (s. Anm. 249) die näheren Umstände der ersten geistigen und persönlichen Begegnung: »Im vorigen Herbst, auf dem stillen oberösterreichischen Wasserschlosse Parz drückte mir der Graf Paul Thun – selbst eine lyrische Natur und Verfasser manches edelen Verses – ein schmales Büchlein in die Hand und sagte mir weiter nichts, als daß es Gedichte eines Bauernsohnes aus der Gegend enthalte. Der hieß, wie die Ueberschrift ergab, Richard Billinger, der Band, 1926 <richtig: 1923> bei Rowohlt in Berlin erschienen, »Ueber die Aecker. / Ich las das Buch, und tat es aus der Hand als ein anderer, und glaube, das auch sagen zu dürfen, denn die Wandlung, die damals in mir einsetzte, wirkt fort«, indem sie den »Alp«, »daß die Zeit des Dichtens vorüber sei«, zu bannen wußte (vgl. Anm. 231): »Ich hatte einen Bürgen für das Weiterleben der Dichtung gefunden! / Dann dieses Frühjahr, ebenfalls unter dem gastlichen Parzer Dache, lernte ich ihn selber kennen: einen Hünen in der zweiten Hälfte der Dreißiger, breitschulterig, mit dem Gesichte eines Stieres, wortkarg. [...] mit berauschernder Macht beschwört er vor einem die Spiele, an denen er dichtet oder die er einst noch dichten will, oder mit tönender Kraft oder leisem Zauber überschüttet er einen mit seinen behexenden, erdgeistschwelenden Versen.« Von diesen Zusammenkünften und einer dritten im Gautinger

ihn ein einzigartiges Wunder: insofern die Menschenart, zu der er gehört, sonst stumm ist, und er, obwohl nicht mehr stumm, ihr trotzdem noch zugehört. Man ist entweder Undine, Waldschrat, »Perchte«<sup>247</sup> – oder Mensch mit Menschenseele den alten Sagen nach. Und der Elementargeist, der Seele gewonnen und Menschensprache, kann nie zurück. Billinger lebt in beiden Sphären. Und darum meine Angst, er könnte aus der einen, der ursprünglichen herauskommen und sich nicht mehr zurückfinden. Ich hörte allen Ernstes: »Bleib wie du bist, Gott hat dich lieb.«

Ich hörte durch Kippenberg, wie sehr Sie sich für ihn eingesetzt haben.<sup>248</sup> Auch Cossmann sagte es mir und beauftragte mich, in den

Heim spricht Taube auch im Essay »Begegnungen mit Richard Billinger«, der, nach dem Erstdruck in »Heimatglocken, Beilage zur Passauer Donau-Zeitung« vom 28. Mai 1930 in das Sommer-Heft des Insel Schiffes von 1930, S. 227–229, eingeht (Taube-Bibliographie Nr. 276). Abermals Jahrzehnte später wird Taube in seiner Erinnerung an Paul Graf Thun bekennen: »Ich konzentrierte mich in jenen Tagen ganz auf Billinger, was danach zu einem engen, wenn auch vorübergehenden Verhältnis zwischen jenem haltlosen Triebmenschen und mir führte. [...] Er hatte Stetigkeit gezeigt, solange Grete Wiesenthal in Wien ihm befreundet war und ihn geleitet hatte«; doch seit er »Wien verlassen hatte, wurde dieser Zentaur nicht mehr gebändigt. Doch ließ die Wiesenthal ihn niemals fallen«. Hier auch fügt Taube, mit einem Seitenblick auf Hofmannsthal, hinzu: »Besonders erinnere ich mich eines Ganges mit ihm durch die Felder und Wiesen«, auf dem Billinger »aus seinem eben erschienenen Band ›Über die Äcker‹ ein Gedicht nach dem andern her<sagte>, darunter sein herrliches, von Hofmannsthal so geschätztes Breughelgedicht« (Begegnungen [wie Anm. 8], S. 86). Hofmannsthal hatte über das Gedicht am 11. Mai 1927 an Anton Kippenberg geschrieben: »Darf ich [...] Ihre Gemahlin durch Sie auf ein Gedicht aufmerksam machen, das mir so überaus schön scheint daß es den <Insel->Almanach meo voto wirklich zieren würde – es ist von Richard Billinger, überschrieben Breughel, zugeeignet A. Kubin u. findet sich in dem Kubin-Geburtstagsbuch <Für Alfred Kubin. Eine Widmung österreichischer Dichter und Künstler zu seinem 50. Geburtstag. Wien: Officina Vindobonensis 1927>. [...] Wäre das neue Heft meiner Beiträge nicht schon im Druck <Zweite Folge, Drittes – und insgesamt letztes – Heft, August 1927>, so hätte ich es unbedingt dahin genommen« (BW Insel, S. 1003f.). – Im Insel-Almanach auf das Jahr 1928 wird das Gedicht nicht abgedruckt, wohl aber in Billingers nächstem Band »Gedichte«, den der Insel-Verlag 1929 herausbringt, auf S. 108–112.

<sup>247</sup> Anspielung auf Billingers »Perchtenspiel«, vgl. Hofmannsthal's und Taubes Erklärungen unten in Anm. 249.

<sup>248</sup> Hofmannsthal hatte Billinger 1920 durch Vermittlung des befreundeten Malers Erwin Lang kennengelernt (vgl. Erwin Lang, »Hofmannsthal's fördernde Freundschaft«, sowie Richard Billinger, »Erinnerung an Hofmannsthal«, jeweils in: Hugo von Hofmannsthal. Der Dichter im Spiegel der Freunde. Hg. von Helmut A. Fiechtner. 2. Aufl. Bern und München 1963, S. 204f. bzw. S. 194–196) und sich seither für ihn eingesetzt. Schon am 7. November 1920 hatte er Katharina Kippenberg »ein handschriftliches Päckchen von Gedichten eines

Neusten über die Salzburger Aufführung einen vorbereitenden Aufsatz zu schreiben.<sup>249</sup> Kippenberg schickt mir dazu die Druckbogen, damit

jungen Oesterreichers bauerlicher Abkunft« in die Hand gelegt, »worin ich ein herrliches Etwas genieße, eine Unmittelbarkeit des Poetischen, die fast sinnlich nahe anrührt, und darüber doch der zarteste Schleier der Scham – oder sag ich besser: der Ehrfurcht vor sich selber – dessen was die Römer pietas nannten« (BW Insel, S. 775f.; vgl. auch BW Mell, S. 159). In der Folge liest Hofmannsthal Anton und Katharina Kippenberg Proben der Gedichte vor und stellt, in Zusammenarbeit mit Max Mell, ein Manuskript des »völlig eigenartigen und dichterischen Buch<es>« her, das freilich nicht die Insel, sondern der Rowohlt-Verlag als »Über die Äcker« herausbringt (vgl. BW Insel, S. 775f., S. 786f., S. 814, S. 855, S. 858f.). Drei Jahre später nimmt Kippenberg sich persönlich Richard Billingers an, der am 2. Mai 1925 zu einem fruchtbaren Gespräch nach Leipzig gekommen war; allerdings wird er »Das Perchtenspiel« erst 1928 verlegen (BW Insel, S. 945–949, S. 1017f.; vgl. unten Anm. 250). Inzwischen war Hofmannsthal immer wieder für Billinger eingetreten – nicht nur bei Katharina und Anton Kippenberg, dem er »dieses Talent« zuletzt am 11. Mai 1927 als »einer der wenigen wirklichen, u. noch im Aufnehmen« gerühmt hatte (BW Insel, S. 1004), sondern auch bei Willy Wiegand, ohne letztlich den mehrfach erwogenen Gedanken zu verwirklichen, Billinger-Gedichte in die »Neuen deutschen Beiträge« aufzunehmen (vgl. BW Wiegand, S. 59, S. 109). In seinem »im März 1924« geschriebenen und im Juni 1924 veröffentlichten »Fünften Wiener Brief« für die amerikanische Literaturzeitschrift »Dial« hatte er mit Nachdruck auf diesen »neuen lyrischen Dichters« als »das Beträchtlichste« hingewiesen, was sich »auf künstlerischem Gebiet ereignet hat und wert wäre, nach Westen gemeldet zu werden« (GW RA II, S. 317–320).

<sup>249</sup> Mit der Uraufführung von Billingers »Perchtenspiel« werden die Salzburger Festspiele des Jahres 1928 am 26. Juli eröffnet. Das Stück sollte Hofmannsthals »Jedermann« ersetzen bzw. im Wechsel mit ihm gespielt werden. Da jedoch das gewagte Kostüm Grete Wiesenthals als Perchtin – sie ließ die rechte Brust unbedeckt – das Mißfallen des Erzbischofs Ignatius Rieder erregte, blieb es bei der einmaligen Aufführung (vgl. Wilhelm Bortenschlager, Richard Billinger. Leben und Werk. Wels 1981, S. 102, mit Abb. 17, nach S. 176). – Der von Cossmann angeregte Aufsatz erscheint am 30. Juni 1928 unter dem Titel »Billingers Perchtenspiel. Uraufführung in Salzburg am 26. Juli / Von Otto Freiherrn von Taube« in den »Münchner Neuesten Nachrichten« (Jg. 1928, Nr. 176, S. 1: Taube-Bibliographie Nr. 206). Zunächst geht Taube auf sein Verhältnis zu Billinger ein (s. Anm. 245), für den »Hugo von Hofmannsthals lautere, allem Reinen wegbereitende Kraft sich schon seit einer Weile eingesetzt« habe. Er charakterisiert Billingers Dichtung als »Standesdichtung, und damit gerade <als> menschlich«; denn aus Billinger »spricht sein Stamm«, und so sei er auch »mit seinem Perchtenspiele noch daheim, obwohl es in den Salzburger Alpen spielt, allwo im Pongau und Pinzgau heute noch der Perchtenglaube fortlebt. Die Perchten sind, mythologisch betrachtet, Abspaltungen der altgermanischen Göttin Percht (Perchta, Bertha), die bei den Bajuwaren der Frigg entsprach; wie diese Göttin eine segnende, holde und eine strafende, unholde Seite hatte, sind auch die Perchten zwiefache Wesen, doch so, daß sie sich in die »schiachen« (häßlichen) Perchten und in die schönen Perchten scheiden.« Mit ähnlicher Erklärung wird Hofmannsthal wenige Wochen später, am 22. Juli 1928, in der Wiener »Neuen Freien Presse« mit Anmerkungen »Zum Programm der Salzburger Festspiele« das Publikum auf

ich recht bald das Stück kennen lerne.<sup>250</sup> Ich tue es von Herzen gern. Ich glaube, wenn Sie mir ein Wörtchen über Ihre Stellung zu Billinger mitteilen würden und mir erlauben, es in meinem Aufsatz zu zitieren, so wäre der Sache danach viel Förderung zuteil geworden. Doch wage ich nicht darum zu bitten. Denn im Grunde widersteht mir »allzugeschicktes« Werben in einer so reinen Sache, für die ich andererseits doch mit allen Kräften werben möchte.<sup>251</sup>

Billingers Spiel vorbereiten, das er, wie Katharina Kippenberg am 14. April 1928 zurecht vermutet, »mit Rat und Hilfe betreut« hatte (BW Insel, S. 1017f.; vgl. BW Mell, S. 209f.). Diesem Spiel sei, so Hofmannsthal, »sehr altes volkhafes Kunstgut unmittelbar eingeflochten: die Perchtentänze aus dem Pinzgau. Die Perchten sind Naturwesen, von zweierlei Art; die »schönen« sind feenartig, doch auch leise hexenhaft, die bösen oder »schiechen« sind greuliche Koblode, wahre Schreckwesen. Beiderlei Wesen leben seit einem Jahrtausend fort in nächtlichen Umzügen im Pinzgau. Die Bräuche werden eher geheimgehalten als gezeigt. Sie ins öde Licht des Tages zu zeren, wie man alte Heiligtümer entheiligt ins Museum zert, hat nicht viel Sinn. Aber im Dämmerlicht der Dichtung dürfen sie wohl hervortreten. Aus einem Wesen wie Billinger tritt manches sehr Alte und sehr Geheime traumweise an den Tag. Er durfte auch, auf dem Heimatboden zumal, es wagen, das gewissermaßen Wirkliche solcher alter Bräuche in die Scheinwelt eines Bühnenspieles einzubeziehen« (GW RA III, S. 188f.). Taube wohnt mit seiner Frau der Salzburger Uraufführung bei und schildert vier Tage später, am 30. Juli 1928, aus der unmittelbaren Erinnerung – »Es klingt mir noch in den Ohren und vieles werde ich wohl nie loswerden. Denn es ist Loslösung von Dingen, die in mir sind« – Katharina Kippenberg seine Eindrücke. Er hebt bei der Aufführung, die »nicht vollkommen«, aber im Vergleich »mit dem, was sonst Theater heisst«, »doch sehr gut« gewesen sei, die »hinreissende« Leistung der Tänzerin Grete Wiesenthal als Perchtin hervor, lobt die Reinhardt-Schauspielerin »Franziska Kinz, die Peters Frau spielte«, und, abgesehen »vom verunglückten Peter«, alle anderen Darsteller der Innsbrucker Exl-Bühne unter Ferdinand und Anna Exl, die man für Salzburg gewonnen hatte. – Anders als mit Billinger trifft er bei der Premiere nicht mit Hofmannsthal zusammen, der den Festspielen in diesem Jahr ferngeblieben war.

<sup>250</sup> Dem Buchdruck »Das Perchtenspiel. Tanz- und Zauberspiel vom törichten Bauern, von der Windsbraut und den Heiligen, in einem Akte. Von Richard Billinger« (Leipzig: Insel-Verlag 1928) widmet Taube wenig später eine knappe Anzeige: »Richard Billinger / Das Perchtenspiel«, in: Der Bücherwurm. Monatsschrift für Bücherfreunde. 14. Jg. 1928/29, Heft 1, S. 22 (Taube-Bibliographie Nr. 216). Auch Billingers 1929 im Insel-Verlag erscheinenden Band »Gedichte« würdigt er in dem Essay: »Der Bauer mit der Harfe. Richard Billingers neuer Gedichtband«, in: Münchner Neueste Nachrichten, 6. Juni 1929, S. 3 (Taube-Bibliographie Nr. 233).

<sup>251</sup> Max Mell macht Hofmannsthal am 6. Juli 1928 auf den Beitrag mit den Worten aufmerksam: »In den »Münchener N.N.« las ich einen schönen Aufsatz Taubes über das Perchtenspiel, der mich erfreute, sollten Sie ihn nicht gesehen haben, so zeige ich ihn Ihnen« (BW Mell, S. 215).

226 Klaus E. Bohnenkamp und Waldemar Fromm

Auf meine Anregung hin bei Frau Litzmann<sup>252</sup> will auch die »Bühne der Lebenden«<sup>253</sup> Billinger hier lesen lassen.

Möchte doch dieser Baum ohne Gärtnerschere wachsen. Garten- gewächse sind sehr schön. Aber hier ereignet sich eben das Wunder, das <z> ein Stand, der in Pflügen, Sähen, Saufen, Raufen sich ausdrückt auf einmal das Wort erhalten hat, das ihn den anderen mitteilend macht, – und das in unserer überzivilisierten Zeit.

Haben Sie nochmals vielen herzlichen Dank für Ihre grosse Hülfe und Güte, – auch von meiner Frau. Sie sendet viele Grüsse.

<sup>252</sup> Grete Litzmann, geb. Herzberg, zweite Ehefrau des im Oktober 1926 verstorbenen Literaturwissenschaftlers Berthold Litzmann (1857–1926; vgl. Berthold Litzmann, *Im alten Deutschland. Erinnerungen eines Sechzigjährigen*. Berlin 1923, S. 381, S. 383). Nach seiner Emeritierung war er 1921 von Bonn nach München in die Nachbarschaft Thomas Manns gezogen; er war erster Vorsitzender der »Gesellschaft für das süddeutsche Theater und seine Auswirkungen«, als deren zweiter Vorsitzender Hofmannsthal amtierte (vgl. dazu Weber X, 236.1; Franz Rapp (1885–1951) und das Münchner Theatermuseum. Aufzeichnungen seiner Mitarbeiterin Gertrud Hille. Schweizerische Gesellschaft für Theaterkultur. Schriften 15. Zürich 1977, S. 27 ff.). Grete Litzmann ist im Münchner Kultur- und Literaturleben eine – vornehmlich für Thomas Mann eintretende – umtriebige »Figur«, die Rudolf Borchardt gegenüber Hofmannsthal am 25.3.1927 im Zusammenhang mit der Neubesetzung des Münchner Lehrstuhls für deutsche Literaturgeschichte »eine hier bekannte Literaturschwätzerin« genannt hatte, die »durch ihre Clique« den Ausschlag für die Berufung Ernst Bertrams gegeben habe, für den sich auch ihr verstorbener Mann, der »schlechte Literaturhistoriker Litzmann« (BW Borchardt [1994], S. 349 f.), in einem Gutachten ausgesprochen hatte. Die beiden einzigen in der Monacensia verwahrten Schreiben Grete Litzmanns an Taube vom 9. August und 20. September 1928 berühren die angesprochene Billinger-Lesung nicht.

<sup>253</sup> Die von Berthold Litzmann 1926 »begründete« und von seiner Ehefrau zielbewußt weitergeführte »Bühne der Lebenden« versteht sich als ein »äußerst exklusiver Kreis [...] von innerlich interessierten Hörern für ernste dramatische Werke der jüngeren Dichtergeneration«. Mit dem Ziel, »langsam ein urteilsfähiges Premierenpublikum heranzubilden« (vgl. Franz Rapp [wie Anm. 252], S. 29), richtet sie jährlich mehrere Vortragsabende aus, zu denen ein geschlossener Zuhörerkreis auf »nicht übertragbaren« Karten in die Münchner »Ratstrinkstube, Rathaus, Eingang Fischbrunnen am Marienplatz« geladen wird, ein »geselliges Zusammensein« schließt sich an (so die nicht vollständig überlieferten gedruckten Einladungen: Archiv Dr. Dirk Heißerer, München). Den Daten zufolge muß es sich bei Billingers Lesung um den »10. Vortragsabend« handeln, dessen Einladungskarte fehlt. Der »9.« Abend hatte am 27. Januar 1928 stattgefunden, der »11.« wird am 25. Januar 1929 folgen. Dazu fügt sich Taubes Mitteilung vom 27. November 1928 an Katharina Kippenberg: »Billinger liest am 28ten in München. Leider bin ich abwesend.« In der Münchner Tagespresse war eine entsprechende Veranstaltung nicht nachzuweisen und – angesichts der geschlossenen Gesellschaft – wohl auch kaum zu erwarten.

Mit vielen angelegentlichen Empfehlungen Ihnen und Ihren verehrten Angehörigen

Ihr stets ganz ergebenster  
Otto Taube

*Hofmannsthal an Taube*<sup>254</sup>

Rodaun  
<Anfang Juli 1928><sup>255</sup>

Verzeihen Sie mir, lieber Baron Taube, die Verspätung dieser Antwort die ich selber mir kaum verzeihe. Ich sehe den Herausgeber der Neuen freien Presse etwa einmal im Jahr. Dieser Besuch stand bevor – und da er mir die einzige Gelegenheit bietet, eine solche Sache zu behandeln, so wollte ich erst nachher Ihnen berichten. Durch Unwollen verschob sich die Sache bis gestern abend. Man wird sich, wie zu erwarten, sehr freuen, Sie als Mitarbeiter des Feuilletons zu begrüßen – ohne Sie irgend an einen Rhythmus zu binden. Ich deponierte Ihnen heute<sup>256</sup> u. bat zunächst

<sup>254</sup> Ein Blatt (oktav), mit Schnittspuren am linken Rand, daher wohl von einem Faltbogen stammend, beidseitig beschrieben; mit Umschlag: S. H. / Otto Freiherrn von Taube / Gauting / Gartenpromenade 18. Marke abgelöst, daher vom Poststempel nur RODAUN stehengeblieben. Taube hat am linken Rand mit Blei notiert: »Wegen Empfng <= Empfehlung> an Fr. Presse«; und zu anderem Zeitpunkt mit Tinte die signierte Bemerkung angefügt: »Aus Jahr 1923/24. v. Taube 3.1.35.« Allerdings dürfte er mit dieser nachträglichen Datierung einem Gedächtnisirrtum erlegen sein; denn Hofmannsthals Bemühungen, Taubes »wirtschaftlich bedrängte Lage« durch Empfehlungen an verschiedene Zeitungen zu lindern, hatten, Taubes eigenen Angaben zufolge, erst nach dem – letzten – persönlichen Gespräch im Hotel Marienbad am 3. Februar 1928 eingesetzt; vgl. oben S. 161 und S. 222, Anm. 241.

<sup>255</sup> Zur Datierung: Hofmannsthal hatte Leopold von Andrian Anfang Juli 1928 mitgeteilt, er werde Ernst Benedikt (1882–1973), seit dem Tod seines Vaters Moritz (1849–1920) und bis 1936 Herausgeber und Chefredakteur der Wiener »Neuen Freien Presse«, »nächster Tage aufsuchen«. Da er Rodaun am 7. Juli verläßt und bis zum 11. Juli bei Alma Mahler und Franz Werfel in Breitenstein am Semmering zu Gast ist, und da Andrian am 12. Juli bemängelt, er habe von Benedikt keine Zuschrift bekommen, die das Gespräch Hofmannsthal-Benedikt voraussetzt, ist Hofmannsthals Brief an Andrian in die ersten Juli-Tage zu datieren, während das Schreiben an Taube unmittelbar vor Hofmannsthals Abreise am 7. Juli geschrieben worden sein muß.

<sup>256</sup> Das Telegramm ist nicht erhalten.

die beiden spanischen Aufsätze<sup>257</sup> an mich zu schicken. Es wird vielleicht noch besser sein, wenn ich sie mit einem Brief einbegleite.<sup>258</sup>

Leider bin ich wenig geschickt, bei solchen in netten socialen Formen verlaufenden Begegnungen Finanzielles zu negociieren (auch mich selber betreffend) Nun ist die N. fr. Presse leider auch noch längst nicht so weit in ihrer Einsicht, Honorare zu zahlen, die in Gold sich irgend mit den Honoraren der Vorkriegszeit vergleichen ließen. – Ich werde aber, wenn es soweit ist, mit dem Secretär des Blattes telephonisch für Sie das Mögliche zu erreichen trachten. – Ich danke Ihnen, dass Sie so gut waren, mir so freundschaftlich zu schreiben.<sup>259</sup>

Mit verehrungsvollen Empfehlungen an die Baronin  
stets aufrichtig Ihr  
Hofmannsthal<sup>260</sup>

<sup>257</sup> Nichts Näheres ermittelt. Abgesehen von den oben erwähnten Übertragungen aus dem Spanischen – der Nachlaß enthält zahlreiche weitere Übersetzungsproben spanischer Lyrik – hat sich Taube in der fraglichen Zeit verschiedentlich mit spanischen Themen und Büchern beschäftigt (vgl. Taube-Bibliographie Nr. 170, 173, 210, 234, 254, 261, 371). In seinem Nachlaß sind zwei Aufsatz-Manuskripte erhalten geblieben. Das erste mit dem Titel »Die Spanier als europäisches Flügelvolk« hat Taube laut handschriftlicher Notiz 1926 geschrieben und 1928 und 1929 überarbeitet. Der zweite Essay »Vom Umgang mit Spaniern« enthält keinen Vermerk zur Entstehungszeit, wohl aber, genau wie der erste Aufsatz, Korrekturen von fremder Hand und zusätzliche Satz-Anweisungen. Freilich ist ein Druck der beiden durchaus feuilletonistischen Texte weder in der Wiener Neuen Freien Presse (vgl. die folgende Anm.) noch einem anderen Publikationsorgan nachzuweisen. Ob es sich daher um die von Hofmannsthal erbetenen Aufsätze handelt, muß offen bleiben. – Im Nachlaß findet sich außerdem das undatierte Manuskript eines Vortrags über »spanische Erzähler« seit 1492, den Taube, wohl ebenfalls Mitte oder Ende der zwanziger Jahre, in Frankfurt gehalten hat. Die detaillierten Ausführungen über die »Celestina«, »das ganz große Prosawerk«, dessen »älteste bekannte Ausgabe von 1499« stammt, und ihren umstrittenen Verfasser greift Taube in seinem Essay »Die Celestina und ihre Dichter« auf, der am 16. Juni 1929 im Unterhaltungsblatt der Deutschen Allgemeinen Zeitung in Berlin erscheint (Taube-Bibliographie Nr. 234).

<sup>258</sup> Entgegen Hofmannsthals Zuversicht ist es nicht zu Taubes Mitarbeit an der Neuen Freien Presse gekommen – ein Umstand, der Taube wohl zu dem Gedächtnisfehler verleitet hat, Hofmannsthal habe seine Bitte, ihn auch dort zu empfehlen, »brieflich« abgeschlagen; »er habe keine Beziehungen zu diesem Blatte, von dem er nicht viel zu halten schien« (Begegnungen [wie Anm. 8], S. 49).

<sup>259</sup> Möglicherweise der vorangehende Brief vom 10. 5. 1928.

<sup>260</sup> Wenig später wird Hofmannsthal Taubes Namen in kuriosem Zusammenhang wiederbegegnen: Auf dem Albumblatt eines unbekanntes Besitzers haben sich im Jahre 1928 zehn Schriftsteller – neun von ihnen mit Sinnsprüchen oder Gedichten – eigenhändig eingetragen.

gnädigste Baronin,  
ich hatte bestimmt gehofft, dass diese Sache sich gut lösen würde, aber  
ich bin doch sehr glücklich nun aus Ihren gütigen lieben Zeilen zu erfah-  
ren, dass meine Erwartung mich nicht getäuscht hat.<sup>262</sup>

In großer Verehrung der Ihre  
Hofmannsthal

Neben Thassilo von Scheffer, Alfred Mombert, Theodor Däubler, Friedrich von Oppeln-Bronikowski, Albrecht Schaeffer, Franz Evers, Rudolf Pannwitz und Börries Freiherr von Münchhausen sind Taube und Hofmannsthal vertreten: Der erste mit den Versen: »Was mein junges Herz erkor, / Sich in graues Einst verlor, / Hingestorben ist mein Glück, / Meine Zeit liegt weit zurück – // Oder steht sie weit bevor? / Otto Freiherr von Taube / 23. Juni (Johannisabend) 1928«; unmittelbar darunter folgt Hofmannsthal mit dem Spruch: »Das Hohe hoch, das Niedre niedrig halten. / Hugo vom Hofmannsthal / 15 VII 28. Rodaun bei Wien.« (Kotte Autographs. Stuttgart. Katalog 17. 2005, Nr. 187).

<sup>261</sup> Ein Quart-Blatt, eine halbbeschriebene Seite; ohne Umschlag.

<sup>262</sup> Zweifellos hatte Marie von Taube in ihrem Brief gemeldet, der Insel-Verlag habe ihr, laut Schreiben vom 17. Dezember 1928, »<in> Auftrage von Herrn Professor Kippenberg M. 1000.– (Eintausend Mark)« angewiesen. Taube selbst wird Kippenberg am 24. Dezember für diese bitter benötigte Zuwendung danken (Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar). Damit löst sich jenes Problem, bei dem, wie Baronin Taubes Nachricht bezeugt, auch Hofmannsthal miteinbezogen war. Erika Brecht, die Gattin des im Mai 1927 auf den Münchner Lehrstuhl für Neuere deutsche Literaturgeschichte berufenen Walther Brecht, hatte ihm am 10. Dezember ein »Manuscript« Taubes mit der Bitte zugeleitet, sich dafür bei Anton und Katharina Kippenberg einzusetzen und »ein Gutachten zu geben«. (Im Monacensia-Nachlaß Taubes befinden sich eine Briefkarte von Erika Brecht vom 2.7.1928 und ein Brief von Walther Brecht vom 20.6.1928 an Taube; beide berühren die fragliche Angelegenheit nicht.) Ihr Ansinnen hatte Hofmannsthal am 13. Dezember zurückgewiesen, trotz »der allerinnigsten Teilnahme an der Situation T's«; denn abgesehen »von der Unmöglichkeit jetzt rechtzeitig das Manuscript zu lesen«, bestehe »auch eine innere Unmöglichkeit. K<ippenbergs> der Mann und die Frau sind beides starsinnige dünnkelhafte ungütige Menschen. Auf sie in einer solchen Sache Einfluss zu nehmen ist geradezu unmöglich. Sie wollen einen <sic> dann zeigen dass man keine Autorität für sie ist, obwohl sie nach aussen natürlich mit der Beziehung zu einem prahlen. Es ist ein besonders unangenehmer Fall und ich habe in den letzten 10 Jahren zu viele Proben dieses Verhaltens bekommen. Zu dem kommt noch, dass mir K seit Jahren erzählt die Übersetzungen T. seien so miserabel, er würde viel lieber nur die Subvention <gemeint ist offenkundig die monatliche Zuwendung des Insel-Verlags an Taube; vgl. dazu Kassner – Taube, unten S. 260, Anm. 89> gewähren und die Übersetzungen nicht bringen. Da ist also auf diesem Wege gar nichts zu machen. Dagegen glaube ich gar nicht, dass K. vor hat sich gegen T unmenschlich zu verhalten. Im Gegenteil ich glaube und hoffe er wird in irgend einer Weise den Grossartigen spielen. Bitte geben Sie mir gleich vertraulich

Nachricht. Die ganze Sache tut mir riesig leid.« (Hugo von Hofmannsthal – Walther Brecht. Briefwechsel. Mit Briefen Hugo von Hofmannsthals an Erika Brecht. Hg. von Christoph König und Daniel Oels. Göttingen 2005, S. 166f.) Die Vermutung der Herausgeber, es könne sich bei dem nicht genannten Manuskript um Taubes seit 1903 immer wieder vorgenommenen Roman »Quattrocento« (s. Kassner – Taube, unten S. 294 mit Anm. 264) oder um seine Studie über Schwedens Geschichte (s. oben Anm. 64) handeln, zielt in die Irre, da beide Arbeiten nicht vor 1929 abgeschlossen sind. Vielmehr zeigt die im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar (GSA), im Deutschen Literaturarchiv, Marbach a.N. (DLA) und in der Monacensia liegende Korrespondenz mit dem Insel-Verlag – in Übereinstimmung mit Hofmannsthals Brief an Erika Brecht –, daß es um Taubes Stendhal-Übertragungen geht. Schon in den Monaten zuvor war die in Arbeit befindliche Übersetzung des »Lucien Leuwen« ebenso wie die Neuausgabe der 1925 in erster Auflage erschienenen »Kartause von Parma« (Friedrich Stendhal <Henry Beyle>, Die Kartause von Parma. Übertragen von Otto Freiherrn von Taube. Leipzig 1925: Taube-Bibliographie Nr. 1056) Gegenstand kritischer Diskussion gewesen. Der Verleger hatte am 8. Oktober 1928 unterstrichen, er habe sich in seinem ablehnenden »Urteil« über die Erstfassung der »Kartause« nicht von anderer Seite beeinflussen lassen, »sondern ich traue mir selbst noch zu, über Uebersetzungen aus dem Französischen ein zutreffendes Urteil zu fällen. Und da muss ich [...] nach wie vor sagen, dass die Uebertragung, wie sie vorliegt, nicht gut ist und dass dieses Urteil nicht allein das meinige ist. Es sind hohe Qualitäten in der Uebersetzung, aber das Deutsch ist oft allzu sehr kompliziert, die Sätze zu geschraubt, es sind sozusagen Unarten in der Uebersetzung, Eigenwilligkeiten. Dasselbe war im ersten Leuwen der Fall. Sie selbst haben das ja eingesehen, und auch Ihre Gattin hat Ihnen gegenüber meine Meinung bestätigt. Ich kritisiere wahrhaftig nicht um der Kritik willen, sondern weil es bei mir um die Sache geht. Dieses letztere ersehen Sie auch daraus, dass ich gesonnen bin, trotzdem mich das eine Reihe von Tausenden von Mark kostet, die vorhandenen Platten der Kartause für einen demnächst notwendig werden Neudruck nicht zu verwenden, sondern nach erfolgter Umarbeit der Uebertragung das Ganze neu setzen zu lassen. Ich liess daher ein Exemplar der alten Ausgabe einseitig auf grosse Blätter aufziehen, und bitte Sie, wie beim Leuwen eine sorgfältige Durcharbeitung des Ganzen vorzunehmen« (Monacensia). Am 23. November wird Kippenberg Taube »zu Ihrer Arbeit an der »Kartause von Parma« die soeben erschienene französische Ausgabe mit dem endgültigen Text« zuschicken (GSA; gemeint ist: La Chartreuse de Parme. Texte établi d'après l'édition originale avec une introduction, un choix de variantes et des notes par Pierre Martino. Paris 1928: Éditions Bossard, auf die Taube schon im Nachwort zur Ausgabe von 1925 [a. a. O., S. 776] als »in Vorbereitung« hingewiesen hatte). Wenn Kippenberg hinzufügt: »Mit dem Satz des »Leuwen« wird nunmehr begonnen; bis Ende dieses Jahres soll alles gesetzt werden und im Januar wird gedruckt«, so erweist sich diese Erwartung als voreilig. Denn anderthalb Monate später sieht sich Kippenberg zu jenem Schritt gezwungen, der offenbar Erika Brechts obengenannte Initiative bewirkt hatte. Er schreibt am 28. November 1928 an Taube: »Ich habe, wie ich es bei allen Uebersetzungen zu tun pflege, Ihre Uebertragung durch einen meiner Mitarbeiter durcharbeiten lassen und sende Ihnen das bisherige Ergebnis in Gestalt der durchkorrigierten ersten 250 Seiten. Ueber die eine oder andere Aenderung lässt sich gewiss sprechen, im ganzen aber werden Sie nach objektiver Prüfung mir zugeben,

Hugo von Hofmannsthal und Otto von Taube – Briefe 231

dass eine völlige Ueberarbeitung nötig wäre. [...] Ich sende Ihnen nun auch den noch nicht korrigierten Rest des Manuskripts zurück und muss Sie bitten, das ganze doch im Sinne der Abänderungen in dem durchgearbeiteten Teil noch einmal vollständig zu revidieren. Einer Antwort bedarf es augenblicklich nicht. Ich werde Mitte Dezember zum Festtage Hans Carossas nach München kommen und wir können dann in Ruhe über die ganze Sache noch einmal sprechen.« (GSA) Bei dieser Begegnung im Anschluß an Carossas 50. Geburtstag am 15. Dezember 1928 gelingt die Verständigung: Der deutsche »Lucien Leuwen« erscheint – sozusagen als Nachtrag zu Taubes 50. Geburtstag – im folgenden Jahr in einer 921 Seiten umfassenden, mit Nachwort und Anmerkungen versehenen Ausgabe: Friedrich v. Stendhal <Henry Beyle>, Lucien Leuwen. Übertragen von Otto Freiherrn von Taube. Leipzig 1929 (Taube-Bibliographie Nr. 1047). Sie folgt der von Henry Debraye besorgten kritischen Edition, Paris 1927/28, die den Text zum ersten Mal anhand des lange unbeachtet gebliebenen Manuskripts zugänglich gemacht hatte, und war im Herbst-Heft des Inselfschiffs 1929, S. 310–315, von einem einführenden Aufsatz Friedrich Burschells vorbereitet worden. Die Anregung Paul Graf Thun-Hohensteins, dem Buch Paul Valéry's Vorwort (»Essay sur Stendhal. À propos de Lucien Leuwen«, in: Commerce XI, printemps 1927: Paul Valéry Œuvres I. Bibliothèque de la Pléiade. Paris 1968, S. 553–582) beizugeben, war nicht zuletzt aus Gründen des Umfangs unverwirklicht geblieben, zumal Taube sich »nicht begabt« gefühlt hatte, »Paul Valéry zu verdeutschen, einen mir absolut fremden und unkongeniellen Geist« (an Katharina Kippenberg, 30. Juli 1928: DLA). Als die »Kartause« im selben Jahr im 5. und 6. Tausend herauskommt, enthält sie, ohne die von Kippenberg angemahnte kritische Überarbeitung, nur vereinzelte stilistische Besserungen; Satz und Seitenumbruch bleiben ebenso unverändert wie das Nachwort und die Anmerkungen. Wie grundsätzlich die Kontroverse über die rechte Art des Übersetzens ausgetragen worden war, zeigt Taubes spätere Verteidigung seiner »vielfach angefochtenen Übersetzungsgrundsätze«, die sich »unter dem Einfluß Walter Paters entwickelt« hatten (Wanderjahre [wie Anm. 6], S. 336): »Jeder Übersetzung muß die Herkunft abgesehen werden. Land und Zeit.« Und wenn er erläuternd hinzufügt: »Man sagte mir einst, als ich Stendhal übersetzte, ich solle so schreiben wie Stendhal, wenn er das Werk auf deutsch geschrieben hätte«, so ist hinter dem unbestimmten »man« unschwer Anton Kippenberg auszumachen, dem Taube vehement entgegenhält: »Unsinn! Denn Stendhal, der französisch dachte, schrieb Französisch; französisch drückte sich sein Wesen aus, und hätte ich jenen Rat befolgt, wäre keine Übersetzung, sondern nur eine Wiedergabe der erzählten Handlung, eine Inhaltsangabe aus meiner Arbeit hervorgegangen. [...] Bei Übersetzungen kommt es darauf an, aus dem Denken des anderen Volkes heraus zu arbeiten« (Vom Übersetzen [wie Anm. 145], in: Ausgewählte Werke. Hamburg 1958, S. 299–301, hier S. 300). Unverschlüsselt heißt es an anderer Stelle: »Als ich diese Arbeit <der Stendhal-Übertragungen> im Auftrag des Insel-Verlages übernahm, hatte ich den Ehrgeiz, dem Verlag, dessen Stendhal- und Balzac-Übersetzungen in schlechtem Ruf standen, endlich eine gute zu schaffen, also eine solche, der man sofort anmerke, daß es sich um das Werk eines französischen Schriftstellers handle. Meine Übersetzungsgrundsätze standen damit in Gegensatz zu der Meinung Anton Kippenbergs, der mir erklärt hatte, eine Übersetzung von Stendhal müsse so geraten, als hätte Stendhal das Buch auf Deutsch geschrieben« (Begegnungen [wie Anm. 8], S. 87).

<Rodaun, 20. Juni 1929><sup>264</sup>

In herzlicher Zuneigung und hoher Schätzung des Menschen und des  
Künstlers drückt Ihnen heute die Hand Ihr  
Hofmannsthal

*Gerty von Hofmannsthal an Marie und Otto von Taube*<sup>265</sup>

<Rodaun, 2. August 1929>

FÜR DIE UNS ANLÄSSLICH UNSERES UNERSETZLICHEN  
VERLUSTES ERWIESENE TEILNAHME SPRECHE ICH MEINEN  
UND MEINER KINDER TIEFGEFÜHLTEN DANK AUS.

Auch danke ich gerührt für die schönen Blumen

Gerty von Hofmannsthal<sup>266</sup>

<sup>263</sup> Telegramm: Deutsche Reichspost; Formular von fremder Hand mit Bleistift ausgefüllt: aus Rodaun Nr. 63: Herrn Otto Taube / Gauting / Aufgenommen 20/6 29 18<sup>35</sup>.

<sup>264</sup> Der gemeinsame Freund Paul Graf Thun-Hohenstein hatte Hofmannsthal auf Taubes 50. Geburtstag aufmerksam gemacht und am 24. Juni »großen Dank« empfangen »für die Güte mich an den Geburtstag Taubes, den ich achte u. liebe, erinnert zu haben. Ich habe telegraphiert« (BW Thun-Salm, S. 228).

<sup>265</sup> Vorgesdruckte Danksagungskarte mit Umschlag, jeweils mit breitem Trauerrand: Maschinenschriftliche Adresse: Baron und Baronin Taube / Gauting / bei München. Poststempel: RODAUN, 2. <VI>II. 29. – Mit einem handschriftlichen Zusatz Gerty von Hofmannsthal.

<sup>266</sup> Taube erinnert sich, er habe »Hofmannsthals Witwe noch kurz vor Ausbruch des Elends in ihrer Wiener Wohnung besuchen können«; allerdings irrt er in der Annahme, sie sei, ebenso wie ihre Tochter Christiane und deren Gatte Heinrich Zimmer, in Amerika gestorben (Begegnungen [wie Anm. 8], S. 55). Taubes Formulierung läßt offen, ob die Begegnung bereits vor dem 12. März 1938, dem Tag des »Anschlusses« Österreichs ans Reich, oder erst kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs am 1. September 1939 stattgefunden hat. Gerty von Hofmannsthal wohnt damals in Wien, Mozartgasse 4 – das Fuchsschlössl in Rodaun bezieht die den neuen Machthabern nahestehende Schriftstellerin Maria Grengg (1889–1963). Im Juli 1939 siedelt sie nach Oxford über, wo seit März 1939 Tochter Christiane und ihr Mann leben, der dort eine Gastprofessur innehat. Laut einer »Unbedenklichkeitsbescheinigung« des Finanzamtes Wieden vom 30. Juni 1939 hatte die Wiener Behörde »gegen die Ausreise der Hofmannsthal Gertrude: Private [...] keine Bedenken«; und ein »Certificate of Registration« bestätigt: »Residence: 3, Bevington Road, Oxford, Arrival: 12. July 1939«. Als Christiane

## Anhang

### In Memoriam Hugo von Hofmannsthal Von Otto Freiherrn von Taube<sup>267</sup>

Heute mittag fand die feierliche  
Beisetzung des Dichters auf dem  
Kalksburger Waldfriedhof bei Wien statt.

Denn er war unser!<sup>268</sup> – Dies ist das Wort, das in uns Herrschaft gewann, als wir uns langsam aus der Starre erhoben, die uns beim Lesen der knappen Drahtnachricht auf dem Straßenaushang befiel: Hugo von Hofmannsthal ist beim Leichenbegängnis seines Sohnes tot zusammengebrochen. Ein finsternes Schicksal hatte dem Leben des jungen Hofmannsthal vorzeitig ein entsetzliches Ende bereitet:<sup>269</sup> das hielt das Vaterherz nicht aus. Der Zarte, von ausnehmender Empfindungsfähigkeit begabt, darum ausnehmend dem Leiden offen und zum Leiden befähigt, und doch von Jugend auf durch mancherlei Leid so abgehärtet, daß er mehr, als Stärkeren zugemutet werden konnte, trug, hatte diesem Schmerze nicht widerstehen können.

mit ihrer Familie am 1. Juni 1940 nach Amerika auswandert und sich in New York niederläßt – zunächst bei Gertys Schwägerin Marianne Schlesinger, geb. Geiringer, deren Mann Fritz am 30.12.1938 in Buchenwald umgekommen war –, bleibt Gerty in der Zimmerschen Wohnung in Oxford (vgl. dazu Rudolf Borchardt an Rudolf Alexander Schröder, Juli 1940, in: Briefwechsel. Bd. II: 1919–1945. Text. In Verbindung mit dem Rudolf Borchardt-Archiv bearbeitet von Elisabetta Abbondanza. München 2001, S. 286f.; freundliche Hinweise von Dr. Konrad Heumann, Frankfurt a. M.). 1947 erwirbt sie die britische Staatsangehörigkeit und kommt nach dem Zweiten Weltkrieg nur noch zu gelegentlichen Besuchen in die alte Heimat zurück. Sie stirbt am 9. November 1959 und wird, laut einer Mitteilung Carl J. Burckhardts, »in Rodaun im Grab ihres Mannes und ihres ältesten Sohnes <Franz> bestattet« (Carl J. Burckhardt – Max Rychner, Briefe, wie Anm. 70, S. 217).

<sup>267</sup> Deutsche Allgemeine Zeitung, Jg. 1929, Nr. 329. 18. Juli 1929 (Taube-Bibliographie Nr. 241).

<sup>268</sup> Das Wort ist Goethes »Epilog zu Schillers ›Glocke‹« (zuerst 1805) entlehnt, wo Goethe es, ähnlich wie Taube, als wiederkehrendes Motto an den Anfang der dritten und vierten Strophe stellt.

<sup>269</sup> Franz von Hofmannsthal hatte sich am 13. Juli »während eines schweren dumpfen Gewitters durch einen Schuß in die Schläfe das Leben genommen« (BW Burckhardt [1991], S. 297f.: 14. Juli 1929).

234 Klaus E. Bohnenkamp und Waldemar Fromm

Ja, er war unser! Gedenken wir doch unserer Jugend, die in seinem Zeichen erwachte und erblühte. Nach einer Zeit öder Meistersingerei oder bestenfalls geschickten Künsteln, nach einer anderen, in der angebliche Wahrheit log und Volksnähe, die mit dem Volke nichts gemein hatte, zur Schau getragen wurde, war er gekommen und hat mit seinem jugendlichen Dichtertum uns bezaubert, uns, den an Jahren nur so wenig Jüngeren sich als Führer, Meister und Wegweiser offenbart. Hier war Dichtung nicht Aussprache mehr oder minder belangvoller Meinungen, Bericht mehr oder minder belangvoller Vorkommnisse, Erörterung mehr oder minder belangvoller Fragen, hier war Dichten wieder Leben und das entstandene Sprachgebilde wieder Natur: frei gelöst, unter Blumen Blume, unter Vögeln Vogel, Geschöpf der lebendigen Gottesmacht »Sprache«, nicht ersessenes und errechnetes Ergebnis des Tüftlers und Stubenhockers. Und hier war Volk lebendig, Volk, das immer etwas Begrenztes ist, Gestalt – hier nicht einmal das ganze deutsche Oesterreich, doch mit allem, was in ihm gesegnet ist: Wien mit seinem Umkreise.

Hofmannsthals Dichtung ist diesem Boden, in dem er wurzelte, so echt entsprossen wie die Musik Franz Schuberts, mit dessen Klangfarbe sein Jugendwerk so viel gemeinsam hat: die frühe Reife, den Abendglanz der Wehmut, die heitere, schon etwas überirdische Sanftmut. Der Literarhistoriker mag Hofmannsthals Werk aufzählen und ordnen; wir wollen nur bezeugen, was wir ihm schulden, daß unser Geist, sofern er wirklich noch brennt, Feuer von seiner Fackel ist. Er hat uns entzündet, hat uns erweckt. Es wäre schmachvoll gewesen, ihm untreu zu werden: es wäre uns aber auch unmöglich gewesen, uns, die er durch seine geistige Führerschaft wie durch sein gütiges, helfendes, verstehendes und fürsorgliches Menschentum mit freiwillig gebotener Verehrung und Liebe zu ihm erfüllte. Noch vor wenigen Tagen hatte ich Gelegenheit gehabt, mich in einem Dankbrief, zu ihm zu bekennen, indem ich auf die Schlußzeile der ihm gewidmeten großen Elegie Rudolf Alexander Schröders »auf den Landbau« deutete. Jetzt ist der Augenblick, diese Worte offen vor allen zu künden:

»Freund, wir haben dich lieb, wie man Unsterbliche liebt.«<sup>270</sup>

<sup>270</sup> Mit diesem – von Taube frei aus dem Gedächtnis zitierten – Vers schließt die 1907 entstandene Elegie (jetzt in: Rudolf Alexander Schröder, Gesammelte Werke, Bd. I. Frankfurt a. M. 1952, S. 78–87): »Wir lieben dich, Freund, wie man Unsterbliche liebt.«

Ja, er war unser. Und so haben wir ihn geliebt und lieben den Verewigten noch und werden ihn, nun wir ihn schmerzlich entbehren und vermissen müssen, noch mehr lieben. Vermissen aber werden wir ihn: die sowohl, die sich seiner Vertrautheit erfreuen durften, als auch die, die – und so war es uns beschieden – ihn wohl kaum zehnmal im Leben gesehen haben; doch jedes Zusammensein barg ein später sich entfaltendes Glück.

Neu ward die Dichtung unter seiner Berührung; die Sprache klang wieder, das Bild ward wieder aus Andeutung Gestalt und schwebte, von Wohllaut getragen, vor unseren Augen. Und Klang und Bild waren wieder voller Beziehung, nicht vereinzelt wie Ausarbeitungen des Verstandes, die da nie mehr und nie weniger sind, als sie sind: sondern jetzt ward jedes Bild zur kleinen Welt, die die große spiegelt, und durch die Wellen des Klanges mit allen anderen spiegelnden Kleinwelten des Weltalls verbunden. Hofmannsthals Dichtung lebte, ob sie zwar oft vom Tode redete, lebte vielleicht gerade darum, weil der Tod der Schlüssel zum Sinne des Lebens ist. Und zu diesem unerschöpflichen Leben voller Fruchtglanz, voller Herbstreife, voller Süße traten die edle Sehnsucht nach Größe hinzu und der für Größe offene Sinn.

Freilich trat hiermit auch eine seelenverwundende Tragik in dieses Leben. Der gangbarste Weg zur Größe, der sich auch zuallererst dem Auge bietet, erfordert Gewalt. Und die war Hofmannsthal nicht mitgegeben. Lange rang er, dem Huld und Anmut so reich beschieden waren, um Wucht. Doch müssen wir ihm danken, daß er dieses Sehnen besaß. So war er zum Erlebnis der Größe bereit, als sie an ihn herantrat und ihn erschütterte. Und so hat Hugo von Hofmannsthal, anders als manche andere Zarten, trotz des Grauens, des Erlebten das Kriegserlebnis nie gelegnet und verworfen; er hat, wie er war darunter gelitten, aber er hat dieses Leiden *bejaht* und hat damit den Weg aus dem Sonderdasein zur Gemeinschaft gefunden in der Erkenntnis, daß Größe wie der Funke zwischen zwei Polen aus dem Wechselverhältnis mit der Gemeinschaft entspringt. Jetzt konnte seine Sehnsucht Erfüllung finden, jetzt hatte er Größe erreicht.

Es gibt, wie Rudolf Kassner, Hofmannsthals österreichischer Landsmann und ihm zeitweise nahestehend, in seinen »Elementen menschlicher Größe« kündigt, deren zwei;<sup>271</sup> er symbolisiert sie mit dem Kreise

<sup>271</sup> Rudolf Kassner, Von den Elementen der menschlichen Größe. Leipzig: Insel-Verlag

und dem Kreuze; die diesseitige Vollkommenheit im antiken Sinne oder die ins Jenseits und Grenzenlose strebende sehnsüchtige christliche Heiligkeit. Einem Manne, der zur Größe durch Leiden, nicht durch Gewalt kommt, ist der Heilige näher als der Held, obgleich er diesen nicht etwa leugnet, sondern ehrt; ihn verbindet mit der Gemeinschaft der Erlösungs- und der Opfergedanken. So schuf Hofmannsthal in den letzten Jahren ein Werk – schwer aufführbar, daher kaum gekannt und so oft verkannt, das sich in höchster Größe vor uns erhebt: sein Trauerspiel »Der Turm« – Erlebnis letzter christlicher Weisheit von der Tiefe Dostojewskis in vollendeten Gestalten: das Trauerspiel des Lichtes in der sündigen Welt, von der die heilige Schrift ja verkündet, wer ihr Fürst ist.

»Gebt Zeugnis von mir, ich war da,«<sup>272</sup> mit diesen Worten auf den Lippen stirbt die Lichtgestalt Sigismunds in diesem Trauerspiele. Die Gegenwart hat sich um Hugo von Hofmannsthal schmähdlich wenig gekümmert. Wir sind berufen, Zeugnis zu geben, daß er da war und vom Licht war, allen Flachen, Narren und Nörglern zum Trotz, die beim ersten Anhauch der Geschichte verweht sein werden. Erheben wir ihm zu Ehren die Fackeln, die er uns gezündet, von der Nordsee bis an die Donau, von dir an, Rudolf Alexander Schröder, dem Niedersachsen, dem Gleichaltrigen und treuen Lebensgenossen, bis zu euch, ihr Jungen in Oesterreich, in die er – der Freundliche, Fördernde, Selbstlose – sein Hoffen setzte und an denen er seine Freude hatte. Ihr – wir alle, wir haben von seinem Geiste aufgenommen; nicht nur er war unser; auch wir bleiben, so wir bestehen, sein.

1911; in Gestalt der dritten, mit einem Nachwort versehenen Fassung von 1954 jetzt in: Rudolf Kassner, Sämtliche Werke. Hg. von Ernst Zinn und Klaus E. Bohnenkamp. Pfullingen 1976, Bd. III, S. 49–104; vgl. Kassner–Taube, unten S. 307 ff.

<sup>272</sup> Mit den Worten Sigismunds »Gebet Zeugnis, ich war da, wenngleich mich niemand gekannt hat« schließt die dritte und letzte »Turm«-Fassung von 1927 (SW XVI.2 Dramen 14.2, S. 220); in den früheren Fassungen (vgl. oben Anm. 223) folgen auf das Zitat noch kurze Äußerungen des Kinderkönigs und des Volkes.

